

Ferien vom Krieg

im Sommer 2017

Die Arbeit des Projekts *Ferien vom Krieg* wird durch die
Stiftung *Dialoge & Begegnungen* unterstützt.



www.dialoge-und-begegnungen.de

Inhaltsverzeichnis

Liebe Spenderinnen und Spender, liebe Unterstützerinnen und Unterstützer!	5
Herzlichen Dank, dass Sie mit Ihrer Spende unsere Arbeit möglich machen!	6
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Deutschland	8
<i>Ehemaliges Jugoslawien</i> Rückkehr nach Srebrenica	10
<i>Camp in Srebrenica</i> „In Frieden leben“	16
Das Projekt in Israel und Palästina	
<i>Israel und Palästina</i> Die Dialogseminare 2017	18
<i>Palästina und Israel – Frauenseminar</i> Gerechtigkeit versuchen	21
<i>Palästina und Israel</i> Ringeln um Anerkennung	26
<i>Palästina und Israel</i> In ständiger Angst zu leben ...	30
<i>Israel und Palästina – Seminar für junge Männer und Frauen</i> „Thank you for messing up my life“	34
<i>Israel und Palästina – Seminar für junge Männer und Frauen</i> Interviews mit Teilnehmerinnen	39
<i>Dialoge über Grenzen hinweg</i> Voneinander lernen	50

Das Projekt im ehemaligen Jugoslawien

<i>Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Serbien</i> Begegnungen im ehemaligen Jugoslawien	56
<i>Zur politischen Situation in Serbien</i> Ein Land im Dunkeln	60
<i>Zur politischen Situation in Serbien</i> Serbien heute	62
<i>Zur politischen Situation in Serbien</i> Sombor schweigt nicht	65
<i>Basko Polje, Kroatien</i> Gute Menschen in schlimmen Zeiten	68
<i>Youth United in Peace</i> Das „bosnische Ideal“- eine zerstörte Lebensweise	74
<i>Netzwerk Youth United in Peace</i> Kleine Schritte gemeinsam gehen	77
<i>Netzwerk in Kroatien, Serbien und Bosnien-Herzegowina</i> Stimmen von Teilnehmerinnen und Teilnehmern	79
<i>Netzwerk in Kroatien, Serbien und Bosnien-Herzegowina</i> Besuch beim 5. weltweiten Jugendforum „Junge Friedensstifter für eine nachhaltige Zukunft“	82

Ferienspiele für Kinder in Palästina

<i>Palestine Women's Union, Khan Younis, Gazastreifen, Palästina</i> Ferienspiele der Kindergärten der Palestine Women's Union	83
<i>Future Generation Hands Association, Nablus, Palästina</i> Zwei sorglose Wochen in Nablus	86

Liebe Spenderinnen und Spender, liebe Unterstützerinnen und Unterstützer!

Im ehemaligen Jugoslawien fand im letzten Jahr zum ersten Mal eine Begegnung von Mitgliedern des Netzwerks Youth United in Peace in Srebrenica statt. Der Ort ist bis heute mit dem Massaker an über 8.000 muslimischen Jungen und Männern verbunden. Alma Dzinic-Trutovic, seit vielen Jahren Koordinatorin des Projekts im ehemaligen Jugoslawien, kümmerte sich als junge Frau im nahegelegenen Tuzla um Überlebende und beschreibt, wie stark diese Erinnerung sie während der Tage mit den Jugendlichen begleitete. Obwohl dies für sie persönlich schmerzhaft war, konnte sie sehen, wie wichtig es ist, auch an einem Ort wie Srebrenica Raum für Verständigung und Dialog zu schaffen.

Diese Räume werden in Israel und Palästina immer kleiner. Spätestens seit dem verheerenden Krieg 2014 ist es schwer geworden, gegen immer radikaler werdende Stimmen in beiden Gesellschaften anzukommen. An vielen Orten ist nicht einmal mehr Wut zu spüren, sondern Hoffnungslosigkeit und Angst vor der Zukunft. Begegnungen mit der anderen Seite sind dadurch nicht einfacher geworden, aber noch wichtiger.

In diesem Jahr feiert das Projekt Ferien vom Krieg sein 25-jähriges Jubiläum. Seitdem nahmen über 20.000 junge Menschen teil. Ein Rück- und Ausblick stimmt uns positiv, macht uns aber auch deutlich, wie wichtig die Arbeit leider nach wie vor ist.

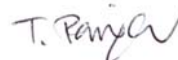
Ferien vom Krieg schafft Räume – für menschliche Begegnungen, intensive Auseinandersetzungen, Frust, Hoffnung und Trotz. Ihre langjährige Unterstützung hat dieses – oft unangepasste Projekt – ermöglicht, vielen Dank!



Brigitte Klaß



Barbara Esser



Tessa Pariyar

Herzlichen Dank, dass Sie mit Ihrer Spende unsere Arbeit möglich machen!

Im Namen aller Mitarbeitenden möchten wir uns bei allen Spenderinnen und Spendern bedanken, die mit großen und kleinen Beträgen die friedenspolitische Arbeit auf Graswurzelebene in den Ländern des ehemaligen Jugoslawien und in Israel und Palästina ermöglichen.

„Ich bin wirklich dankbar, die Chance bekommen zu haben, an den Dialogen teilzunehmen. Vielen Dank, dass Sie es ermöglicht haben, uns an einem Ort, weit weg von Israel zu treffen und zu erleben, wie ein gleichberechtigtes Zusammenleben aussehen könnte. Herzlichen Dank für diese *Ferien vom Krieg*, die keine richtigen Ferien im gewöhnlichen Sinne waren, aber eine großartige, intensive Erfahrung, die mir die Augen geöffnet und mein Denken verändert hat.“ schreibt Goni aus Israel stellvertretend für den Dank der Teilnehmenden aus beiden Projektregionen.

Im vergangenen Jahr haben wir den außergewöhnlich hohen Gesamtbetrag über 513.078 Euro erhalten, was auch an zwei großzügigen Erbschaften lag. Die tiefe Verbundenheit mit unserer Arbeit, die zwei langjährig, engagierte Spenderinnen durch die Erwähnung des Projekts in ihrem Testament gezeigt haben, hat uns sehr beeindruckt. Gerne hätten wir an dieser Stelle etwas ausführlicher über die beiden Spenderinnen berichtet, die uns mit den Beträgen von 116.706 Euro und 20.000 Euro bedacht haben. Da es uns leider nicht gelungen ist, Kontakt mit den Familien der Verstorbenen aufzunehmen, ist dies nicht möglich. Während die regelmäßigen Spenden eine solide Grundlage bilden, auf der wir die Arbeit in beiden Regionen fortführen können, ermöglichen diese Erbschaften die Unterstützung von zusätzlichen Aktivitäten.

Wir freuen uns sehr über die Unterstützung, die das Projekt weiterhin erfährt. Viele Spender*innen unterstützen *Ferien vom Krieg* bereits seit seiner Gründung regelmäßig. Aber auch über diejenigen, die 2017 zum ersten Mal gespendet haben, und die Tatsache, dass viele ihre Spende im Vergleich zum



Benefizveranstaltung des Freien Schauspiel Ensembles Frankfurt im Rahmen des Stücks „ICH GLAUEBANEINENEINZIGENGOTT.HASS“ (Foto: Felix Holland)

Vorjahr erhöht haben, ist sehr erfreulich. Im vergangenen Jahr riefen besonders viele Spender*innen anlässlich von Geburtstagen, Jubiläen, oder Trauerfeiern zu Spenden für *Ferien vom Krieg* auf. Wir freuen uns über Anrufe oder Emails von Menschen, die Informationsmaterial bestellen oder uns zu Vorträgen einladen, da sich so die Möglichkeit zum persönlichen Austausch bietet. Viele Spender*innen haben das Projekt auch 2017 durch verschiedenste kreative Ideen unterstützt. Stellvertretend für eine Reihe von Aktionen steht die Benefizlesung im Rahmen der Aufführung des Theaterstücks „ICHGLAUEBANEINENEINZIGENGOTT.HASS“ des Freien Schauspiel Ensembles aus Frankfurt, deren Erlös zu Gunsten von *Ferien vom Krieg* ging.

Ein herzlicher Dank gilt auch der Stiftung *Dialoge und Begegnungen* für die regelmäßige Unterstützung. Wir danken zudem der Ecclesia Versicherung, welche die Teilnehmer*innen wieder zu Sonderkonditionen versicherte, was dazu beitrug, Kosten einzusparen. Ebenso gilt unser Dank Markus Zodtner vom Reisebüro *Sparen und Urlaub* in Berlin für seine kompetente Beratung, der Familie Brückmann von *hbo-Druck* für die langjährige Zusammenarbeit und allen Mitarbeitenden der *Jugendakademie Walberberg* für die engagierte Unterstützung während der Seminare.

Nochmals ganz herzlichen Dank an alle, die *Ferien vom Krieg* mit ihrem finanziellen und ideellen Engagement ermöglicht haben!

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Deutschland

Seit fast eineinhalb Jahren befindet sich nun unser Projektbüro in der Geschäftsstelle des *Komitees für Grundrechte und Demokratie in Köln*. Dies hat dazu beigetragen, dass das Projekt noch stärker mit dem Grundrechtekomitee verwachsen konnte und viele Fragen auf dem „kurzen Dienstweg“ mit unseren Kolleginnen und Kollegen diskutiert werden können.

Diese kollegiale Zusammenarbeit, den fachlichen Austausch und die angenehme Atmosphäre im Büro schätzen wir sehr und möchten uns an dieser Stelle bei Dirk Vogelskamp, Martin Singe, Michèle Winkler, Britta Rabe und Bettina Buschky herzlich dafür bedanken.

Außerdem gilt unser Dank Günter Pabst, der uns auch in diesem Jahr mit der Buchung unserer Finanzen großartig unterstützte.

Der erweiterte Koordinationskreis, bestehend aus langjährigen und neuen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, hat sich im vergangenen Jahr weiterentwickelt und ist zu einem festen Bestandteil der Projektstruktur geworden, die wir nicht mehr missen möchten.

Bei regelmäßigen Treffen diskutieren wir, wie sich die Dialoge und Begegnungen angesichts der schwieriger werdenden politischen Rahmenbedingungen sinnvoll gestalten lassen und entwickeln das Projekt inhaltlich und konzeptionell weiter.

Bei den Mitgliedern des Koordinationskreises, die sich immer wieder die Zeit nehmen, gemeinsam an dem Projekt zu arbeiten, möchten wir uns herzlich bedanken:

**Rose Kasabre-Bauer, Schulamith Weil, Muhammad Khaskeia, Khalil
Toama, Gudrun Weichenhan-Mer, Felix Litschauer,
Emina Berganovic, Laura Kotzur und Rebekka Edelmann.**



„Mauern durchbrechen, Grenzen überwinden“ – Der Wegweiser auf diesem Graffiti in Srebrenica zeigt in die Richtungen „Frieden“, „Erfolg“, „Zukunft“ und „Glück“.

Alma Dzinic-Trutovic

Rückkehr nach Srebrenica



*Das Massaker an mehr als 8.000 Muslimen in Srebrenica wurde 1995 zum Inbegriff der Brutalität des Krieges im ehemaligen Jugoslawien. 2017 gelang es erstmals, ein Camp für Teilnehmer*innen, die sich bereits länger in dem Projekt engagieren, in der Stadt im Osten Bosnien-Herzegowinas zu organisieren. Die Gruppe war in einem Haus in Potocari untergebracht, direkt neben der Gedenkstätte für die Opfer des Massakers. Besonders die älteren Mitarbeiterinnen empfanden die gemeinsamen Tage in Srebrenica als extrem belastend, weil ihre Erinnerungen an die Geschehnisse wiederkehrten. Alma Dzinic-Trutovic, Koordinatorin von YU-Peace, kümmerte sich damals in Tuzla um Flüchtlinge aus Srebrenica. Sie schreibt hier über ihre Erinnerungen und die gemeinsamen Tage mit den jungen Teilnehmer*innen. Wir stellen diesen Text an den Anfang der Broschüre, weil er die Geschichte, die Ambivalenzen und die Erfolge des Projektes repräsentiert, das im ehemaligen Jugoslawien 2018 sein 25-jähriges Jubiläum feiert.*

(Text: Alma Dzinic-Trutovic) Bis vor kurzem kamen mir bei der Erwähnung von Srebrenica als erstes die UNHCR-Lastwagen mit verstörten Frauen und Kindern in den Sinn, die wir 1995 in Tuzla in Empfang nahmen. Wir trugen die Kinder aus den Lastwagen in eine große Sporthalle, legten sie auf Matratzen auf den Boden, gaben ihnen etwas zu essen und zu trinken und sorgten dafür, dass immer jemand für sie da war. Es war eine schreckliche Erfahrung, all dieses Leid.

Jahrelang versuchte ich, diese Bilder durch Arbeit für und mit Flüchtlingen zu verdrängen, aber ich konnte sie nie aus meinem Gedächtnis löschen.

1998 fuhr ich zum ersten Mal nach Srebrenica. Ich kann mich so gut an diesen ersten Besuch erinnern, weil ich hunderte Fotos von den zerstörten Häusern entlang der Straßen machte. Wir knüpften Kontakte zu den Menschen in der Stadt und bauten ein Büro der deutschen Organisation Amica auf. Unser Ziel war es, ein bisschen Freude in den Alltag der Kinder in dieser desolaten Stadt zu bringen. Wir halfen einigen Frauen dabei, wieder Kontakt zu ihren Freunden aus der Zeit vor dem Krieg aufzunehmen und diese Freundschaften mit gelegentlichen Besuchen am Leben zu erhalten. Wir standen Flüchtlingen aus Srebrenica zur Seite, wenn sie zurückkamen, um ihre Häu-



In diesem Jahr fand zum ersten Mal ein Treffen für Mitglieder von YU-Peace in Srebrenica statt.

ser, oder zumindest die Orte zu sehen, an denen ihre Häuser einmal gestanden hatten. Und wir begleiteten sie zu den ersten Massengräbern nach Potocari, wo sie Abschied von ihren Familienmitgliedern nahmen. Über Jahre hörten wir zu, wenn sie über ihre traumatischen Erfahrungen sprachen und hofften, dass sie sie überwinden könnten und dass für Srebrenica und das ganze Land wieder glücklichere Zeiten anbrechen würden.

Nach jedem Besuch in Srebrenica war ich erfüllt von einer schwer beschreibbaren Angst, von Trauer und einer unerklärlichen Unruhe. Ich fragte mich immer wieder, wie Menschen in dieser Stadt leben können. Im Rahmen von *Ferien vom Krieg* konnte ich Kindern und Jugendlichen aus Srebrenica ermöglichen, mit ans Meer zu fahren, selbst wenn es keine Erwachsenen aus der Stadt gab, die sie begleiten konnten. Ich fühlte, wie wichtig positive Erlebnisse gerade für diese Kinder waren.

Seit zwei Jahren arbeiten wir mit der Organisation *Sara* zusammen, und 2017 konnten wir zum ersten Mal das Camp für engagierte ehemalige Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Srebrenica durchführen. Am Wochenende

vor dem Camp luden uns die Mitarbeiterinnen von Sara zu einem Vorbereitungsworkshop nach Srebrenica ein. Es war ein sehr entspanntes Treffen, in einem ordentlichen Hotel, alle wichtigen Dinge waren erledigt, und wir waren guter Stimmung. Aber die menschenleere Stadt, die Stille und ein zufälliges Zusammentreffen mit einem ehemaligen Teilnehmer brachten meine Traurigkeit, meine Angst und meine Unruhe zurück. Denn an diesem Nachmittag begegneten Sena und ich Ivan, der 2012 bei einer Freizeit in Neum dabei gewesen war. Wir hatten ihn als sehr fröhlichen, kompetenten und hart arbeitenden Menschen in Erinnerung, der Taekwondo trainierte und später auf die Uni in Sarajevo ging. Wir freuten uns, ihn zu sehen, umarmten und küssten ihn. Erst da bemerkten wir, dass etwas nicht stimmte. Obwohl er uns anlächelte, schien es so, als ob er uns gar nicht erkannte. Wir fragten ihn, ob er sich an uns erinnerte, und nach einer Pause sagte er ganz langsam: „Natürlich“. Als wir ihn fragten, wie es ihm ginge, sagte er ebenso langsam: „Guuuut“. Wir konnten nicht lange mit ihm reden, wir waren ohnehin schon spät dran, und so trennten wir uns, alle drei sehr verwirrt.

Am selben Abend gingen wir in die Innenstadt zu einem der drei Cafés in Srebrenica. Weil keine Autos vorbeikamen, holten wir die Stühle nach außen und saßen im Kreis auf der Straße. Außer uns waren noch ein paar Fremde da, die an einem Treffen in Srebrenica teilnahmen, aber kaum Leute aus der Stadt. Ich fragte mich, wann wohl die jungen Leute auftauchen würden, schließlich war es Samstagabend. Erst nach 23 Uhr hörte ich auf, mir etwas vorzumachen und akzeptierte, dass es fast keine jungen Leute mehr in Srebrenica gibt. Wir sahen nur ein paar auf ihrem Weg nach Bratunac, einer acht Kilometer entfernten Stadt, und Ivan, der alleine unterwegs war. Unser Ivan, der große psychische Probleme hat und monatelang in einer psychiatrischen Klinik behandelt wurde. Niemand von unseren Mitarbeitern wusste, warum er krank wurde oder was ihm passiert war. Sie erzählten, dass er in Sarajevo in eine Prügelei mit seinem Zimmergenossen verwickelt war, bevor er nach Srebrenica zurückkam, wo er seine Eltern schlug und Kindern Stühle vom Balkon nachwarf. Unser Ivan, immer noch groß, stark und gutaussehend, aber mit einem verlorenen Ausdruck in den Augen, und ohne Chance auf eine Zukunft.

Unsere Partner aus Srebrenica erzählten, dass es gerade bei jungen Leuten immer mehr psychische Krankheiten gebe und dass sie diese immer ganz unvermittelt auftreten würden. Ich überlegte, ob das wirklich so überraschend sei, oder ob sich die Menschen gar nicht bewusst machten, von welchen Ängsten sie in dieser halbleeren Stadt umgeben sind. Sind solche Probleme junger Menschen wirklich überraschend, wenn es in der Stadt keine Bäckerei, kein Schuhgeschäft und kein Kino gibt? Wenn die Menschen in der Stadt keine gesicherte Existenz haben und keine positive Entwicklung sehen? Und wenn sie umgeben sind von den Erinnerungen und Schatten der grausamen Ereignisse, die vor nicht langer Zeit in dieser Stadt passierten?

Wie schon gesagt, Besuche in Srebrenica verursachen mir Angst, Traurigkeit und eine unerklärliche Unruhe. Nach den sieben Tagen des Camps war ich ernsthaft krank, trotz der perfekten Organisation, den guten Diskussionen und den außergewöhnlich aktiven Teilnehmern. Wie die meisten älteren Mitarbeiter*innen war ich emotional total erschöpft, wegen der furchtbaren Verbrechen, die hier begangen wurden, aber auch wegen der Erkenntnis, dass das Leben in Srebrenica wie ein psychologisches Tschernobyl wirkt.

Trotz dieser Erfahrungen, den überwältigenden Emotionen und dem Stempel, den dieser Besuch uns allen aufdrückte, hoffe ich, dass wir den jungen Leuten aus Srebrenica Hoffnung auf eine bessere Zukunft geben konnten. Denn mir kommt es so vor, als ob die Leute hier nicht leben, sondern überleben. Die Jugendlichen sagten uns, dass es ihnen gut gehe. Sie betonten das sogar, wenn wir sie gar nicht danach gefragt hatten. Es kam mir vor, als würden sie sich rechtfertigen, oder als ob sie vermeiden wollten, sich genauer mit ihren Gefühlen zu beschäftigen. Wie gut kann es ihnen gehen, wenn die einzigen Besucher eines Gitarrenkonzertes in Srebrenica die Mitglieder unseres Camps waren, wenn die Jugendlichen der Stadt nicht dorthin kamen, obwohl der Eintritt frei war? Wie „gut“ kann die Lage sein, wenn die Mehrheit der Teilnehmer*innen aus Srebrenica weder zur Gedenkstätte für die muslimischen Opfer des Massakers noch in den Gedenkraum für ermordete Serben mitkamen? Wenn sie sich nicht traute, die Opfer zu ehren, weil sie wussten, dass wir wieder abfahren würden, während sie in der Stadt bleiben

mussten, wo ihre Familien, Nachbarn oder Freunde sie verurteilen oder fallen lassen würden, wenn sie mitgegangen wären?

Wie „gut“ können sie sich fühlen, wenn ihre Eltern die schriftliche Zustimmung zu einem solchen Besuch zerreißen, anstatt sie zu unterschreiben? Wenn sie keine Möglichkeit haben, selbst zu entscheiden, ob sie mitgehen wollen oder nicht? Wie „gut“ können sie damit umgehen, dass sie nach den Diskussionen, in denen wir gemeinsam geweint und uns getröstet haben, nicht die Kraft oder den Mut finden, diese Opfer zu ehren, sondern sich der Stimmung in der Stadt unterwerfen, weil sie weiter hier leben müssen?

Von Anfang an hatte ich Probleme mit unserer Unterkunft, die direkt neben dem Friedhof von Potocari lag. Ich fühlte mich unbehaglich, weil ich mich fragte, ob die Freude und der Enthusiasmus, die unsere Camps prägen, hier passend wären. An einem Abend nach einem sehr emotionalen Workshop entspannten sich die Teilnehmer*innen mit viel Spaß und Gelächter beim Karaoke. Zum ersten Mal konnte ich das nicht so genießen wie sonst, ich verließ den Raum und setzte mich auf die Terrasse. Ich konnte Lachen und Singen nicht mit diesem Ort verbinden. Aber als ich durch das Fenster die 60 fröhlichen Jugendlichen sah, dachte ich: Doch, es ist okay. Die Jugend soll glücklich sein und nach vorne schauen. Sie sind nicht schuld für die Gräueltaten der Vergangenheit, nur verantwortlich für die Zukunft, die sie schaffen. Während mir die Tränen über das Gesicht liefen, wünschte ich ihnen von ganzem Herzen, dass sie sich diese bessere Zukunft aufbauen werden.



Camp in Srebrenica

„In Frieden leben“

(Text: Advo Zec) In meinem Koffer trage ich die T-Shirts von den Camps, an denen ich teilgenommen habe. Obwohl es zu meinem neunten Camp geht, bin ich aufgeregt: Einmal ein Friedensstifter, immer ein Friedensstifter. Und das erste Camp in Srebrenica ist für mich der Höhepunkt meiner Friedensarbeit. Kaum bin ich da, liegen wir uns in den Armen. Dieses Gefühl, die Leute wiederzutreffen, auf die du dich ein Jahr lang gefreut hast. Während wir den Besuch in Potocari (Gedenkstätte für die Toten des Massakers) vorbereiten, geht mir ein Satz durch den Kopf: „Ruhe in Frieden“. So viel Erlösung und gleichzeitig so viel Gewicht in einem einzigen Satz. Kann jemand, der nie Frieden kannte, der ohne inneren Frieden durchs Leben ging, wirklich in Frieden ruhen? Der Satz kommt mir am nächsten Tag beim Anblick der weißen Grabsteine von Potocari wieder in den Sinn. Obwohl ich Potocari schon vier oder fünf Mal besucht habe, ist der Eindruck überwältigend. Ich hatte gehofft, es würde mir leichter fallen, damit ich die anderen unterstützen kann, die sichtbar erschüttert sind. Während der Filmvorführung läuft ein Mädchen aus meiner Gruppe weinend aus dem Raum. Ich gehe ihr nach, um sie zu beruhigen. Ich weiß, dass es in einer solchen Situation hilft, die





Aus den T-Shirts der vergangenen Jahre legten die Teilnehmer des Camps den Slogan „Wir leben den Frieden“.

Gefühle mit den Tränen herauszulassen. Aber niemand sollte dabei alleine sein. Ich lege ihr die Hand auf die Schulter und sage, dass sie ruhig weinen kann und dass ich für sie da bin. Sie drückt meine Hand so fest, dass es weh tut. Es ist ihre persönliche Rebellion gegen Unrecht und Unmenschlichkeit. Ich verstehe, dass sie in diesem Moment einen inneren Frieden findet, der dann am stärksten ist, wenn wir uns schwach fühlen. Dann legt sich eine Hand auf meine Schulter, und ich werde umarmt von einigen anderen, die auf der Suche nach demselben Frieden sind. Es ist eine der ehrlichsten Umarmungen meines Lebens. Als ich beim Nachbereitungstreffen davon erzähle, kommen mir die Tränen, aber es ist mir nicht peinlich. Ich weiß, dass meine Zuhörer verstehen, was ich sagen will, und dass sie mit mir mitfühlen. Ich spreche davon, wie dieses Projekt mein Leben verändert hat und ich so ein anderer, besserer Mensch wurde. Weil Umarmungen wie diese unsere einzige Hoffnung sind, Grausamkeiten wie in Srebrenica zu verhindern. Srebrenica ist eine wunderbare Stadt! Zumindest erscheint es mir so, als ich von Vladan und Samir höre, die enge Freunde wurden. Von Menschen in Srebrenica, die sich wünschen, von den Politikern in Ruhe gelassen zu werden, um ihr Leben zu gestalten. Wieder denke ich an den Satz „Ruhe in Frieden“. Ich widme ihn den Opfern und den Tätern des Massakers. Die Opfer sollen in Würde ruhen! Die Täter müssen für ihre Verbrechen bestraft werden! Und wir Friedensstifter, wir wollen „in Frieden leben“!

Israel und Palästina

Die Dialogseminare 2017

(Text: Barbara Esser, Tessa Pariyar) „Ehrlich gesagt haben wir gar nicht so viel Angst vor momentanen Ausschreitungen. Wir haben einfach Angst vor der Zukunft“, sagte Mahmud, ein palästinensischer Mitarbeiter bei einem Besuch in Ost-Jerusalem im Dezember 2017. Donald Trump hatte einige Tage vorher erklärt, Jerusalem als Hauptstadt Israels anzuerkennen, und Mahmud hatte gerade berichtet, dass er am Freitag zuvor aus einem Laden seiner Familie heftige Ausschreitungen und Zusammenstöße zwischen Palästinensern und israelischer Polizei in Ostjerusalem beobachtet hatte. Sie scheinen zur zynischen Routine geworden zu sein, zum Teil des Alltags, der sich vor Ort sonst überall auch so trotzig lebensfroh präsentiert.

In den letzten Jahren macht sich in vielen Gesprächen mit Menschen vor Ort Resignation bemerkbar, die bleiern auf dem Leben lastet und Zukunftsplanungen erschwert. Viele ziehen sich ins Privatleben zurück und haben keine Kraft mehr, sich weiterhin zu engagieren. Die Menschen der „anderen Seite“ sind ferner denn je. Selbst da, wo Begegnungen möglich wären, zum Bei-



Am Beginn des Seminars werden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer gefragt, welchen Stellenwert für sie unterschiedliche Werte wie „Religion“, „Nationalität“, „Familie“ oder „Arbeit“ haben. Sie stellen dies farblich in Form von Armbändern dar.

spiel zwischen den jüdischen und palästinensischen Bewohnern Jerusalems, finden sie fast nicht mehr statt. Die israelische Koordinatorin zeigte bei unserem letzten Besuch auf ein Gebäude in Ost-Jerusalem, in dem sie vor einigen Jahren an einem Workshop für Israelis und Palästinenser aus Ostjerusalem teilgenommen hatte. Mittags gingen sie in der Altstadt gemeinsam essen. „Das ist heute leider undenkbar geworden.“

Dass der Handlungsspielraum für Aktivist*innen durch politische und gesellschaftliche Entwicklungen mittlerweile kleiner geworden ist, wird heute mit dem Begriff „Shrinking Spaces“ (wörtlich „schrumpfende Räume“) beschrieben. Israelische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter berichten darüber bereits länger mit Sorge, erzählen von Angriffen auf zivilgesellschaftliche Gruppen und Gesetzesvorlagen in der Knesset, die die Arbeit von NGOs erschweren würden. Dies geht soweit, dass Organisationen, die Geld aus dem Ausland annehmen, als ausländische Agenten geschmäht werden.

In Palästina werden diejenigen, die sich mit Israelis treffen, angefeindet und beschuldigt, „Normalisierung“ zu betreiben. Der Vorwurf zielt darauf ab, dass Dialog nicht zu einer gerechten Lösung beiträgt, sondern den Status Quo stärkt, anstatt ihn zu verändern.

Die BDS-Kampagne (Boycott, Divest, Sanction) ruft dazu auf, Israel zu boykottieren. Auch in Deutschland werden heftige Auseinandersetzungen darüber geführt, wie zulässig das Mittel des Boykotts ist, zumindest Teilen der Bewegung wird Antisemitismus vorgeworfen, was wiederum dazu führt, dass palästinensische Organisationen, denen zu viel Nähe mit der Boykott-Bewegung nachgesagt wird, keine finanziellen Mittel mehr von größeren Stiftungen erhalten.

Die Teilnehmer*innen sind von der Atmosphäre vor Ort natürlich stark beeinflusst und vielen fällt es schwer, sich von gewohnten Erklärungsmustern und Perspektiven zu lösen. Die gemeinsame Zeit ist stark durch das Ringen um Anerkennung, um die Deutungshoheit von Ereignissen, Begriffen oder Sachverhalten geprägt.

Beim palästinensischen Kulturabend baten die Gastgeber die israelischen Teilnehmer*innen, zu einer Schweigeminute für die palästinensischen Märtyrer aufzustehen. Von einigen israelischen Teilnehmern wurde dies heftig

kritisiert. Sie fühlten sich bloßgestellt und reagierten empört, dass palästinensische Teilnehmer*innen in dieser Situation angeblich sogar Fotos von ihnen machten. Die palästinensischen Teilnehmer*innen fühlten sich gleichermaßen unwohl, als sie von den Israelis bei deren Kulturabend dazu animiert wurden, an Spielen teilzunehmen, die albern und spaßig waren. Sie sahen sich dadurch in eine gemeinsame Unbeschwertheit verwickelt, die für sie vor Ort nicht existiert.

So sehr sich die Gruppenprozesse in den Seminaren ähneln und so sehr auch wir oft den Hang dazu haben, ihre Dynamik zu analysieren, sind es oft einzelne Worte oder Gesten, die Unterschiede bewirken: „Eine palästinensische Frau sagen zu hören, dass Israelinnen für sie jetzt menschlich sind, war für mich der bedeutendste Moment dieses Seminars“, schreibt uns eine israelische Teilnehmerin.

Auch im letzten Jahr war es nur durch das außergewöhnliche Engagement der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus Israel und Palästina möglich, die Seminare stattfinden zu lassen. Dafür möchten wir uns ausdrücklich und sehr herzlich bedanken! Aufgrund von Anfeindungen, die in den letzten Jahren zugenommen haben, haben wir uns entschlossen, keine Mitarbeiter*innen und Teilnehmer*innen mehr namentlich zu nennen oder ungewollt auf Fotos abzubilden.



Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei einer Stadtführung in Bonn

Israel und Palästina

Gerechtigkeit versuchen

„Mir ist klar geworden, dass ich ein Teil der Geschichte sein kann. Das Seminar hat mich in meinem humanistischen Denken herausgefordert.“ (Teilnehmerin)

(Text: Laura Kotzur, studierte Soziologie in Erlangen und war Teil des Teams aus Deutschland beim Frauenseminar)

Die erste Woche war für alle Teilnehmerinnen eine besondere Herausforderung. Sich vom ersten Tag an emotional vollständig zu öffnen, mit den eigenen sehr persönlichen Erfahrungen zu konfrontieren, sie nach außen zu tragen und, als weitaus größere Herausforderung, Empathie und Anerkennung für die Narrative und Wahrheiten der anderen Teilnehmerinnen zu empfinden, versetzte manche der Frauen in ambivalente Gefühlswelten.

Nach aufwühlenden Tagen der persönlichen, familiären und historischen Narrative, nach Diskussionen über Frauenleitbilder und den Nationalsozialismus und nach Ausflügen nach Köln und Maastricht, hatte sowohl die Gruppe, als auch jede Einzelne der Teilnehmerinnen, unterschiedliche Hoch- und Tiefpunkte durchlebt. Als die Gruppe abends aus Maastricht zurückkehrte, äußerten einige Israelinnen den Wunsch, die Dokumentation „The Field“ zu sehen. Eine Produktion des Vaters einer israelischen Teilnehmerin, bei der über den Aktivistin Ali Abu Awwad und seine Arbeit im Palestinian Center for Non-Violence (Palästinensisches Zentrum für Gewaltlosigkeit) berichtet wird. Obwohl sich die palästinensischen Teilnehmerinnen den Film nur teilweise ansahen und sich viele der israelischen Teilnehmerinnen, auf solch intensive Weise mit ihrer Lebensrealität konfrontiert, vor den Kopf gestoßen fühlten, nahm ich an diesem Abend einen Wendepunkt in der Dynamik der Gruppe wahr. Noch bis spät in die Nacht arbeiteten an diesem Abend Gruppen aus zwei bis drei Palästinenserinnen und Israelinnen, die sich selbstständig zusammengefunden hatten, Beiträge für den am nächsten Morgen



In aufwendigen Präsentationen zeigen die Teilnehmenden ihre Geschichte und den Konflikt.

stattfindenden „Open Space“ aus (beim Open Space wählen die Teilnehmerinnen eine Diskussionsgruppe nach einem Thema aus, während sie sonst in festen Dialoggruppen diskutieren). Ganz auf ihre Arbeit fokussiert, lag an diesem Abend eine gespannte und produktive Stimmung in der Luft.

Der Drang, das eigene Schicksal nun in die Hand zu nehmen und Veränderung hervorzurufen, erwuchs auf der Basis der gegenseitigen Sichtbarkeit von den Lebensrealitäten – der jeweils anderen und zuvor fremden Seite. Die erste Woche schuf mit dem intensiven Fokus auf den persönlichen Narrativen und subjektiven Wahrheiten eine Atmosphäre der Anerkennung. Gefühle von Frustration und Ergebenheit vor der Brutalität der Aussichtslosigkeit sollten sich, wenigstens bei einem Teil der Gruppe, in den nächsten Tagen in produktive Empörung und Tatendrang verwandeln. Zwei weitere Filme und ein Vortrag von Vlasta Markovic, die von den Transformationsprozessen und der Friedensarbeit in Bosnien-Herzegowina berichtete, gaben weitere Anregungen für die Einheiten, die das Seminar thematisch abschließen sollten. Diese befassten sich mit dem Ansatz der *Transitional Justice*, den eine israelische Mitarbeiterin kurz theoretisch vorstellte. Das Kon-

zept *Transitional Justice* umfasst Prozesse, die nach einem gesellschaftlichen Umbruch den Wandel von einem Kriegszustand zu einer Post-Konflikt-Gesellschaft aufarbeiten und begleiten. Mithilfe von politischen, juristischen und gesellschaftspolitischen Instrumenten liegt der Fokus insbesondere auf der Aufarbeitung von Menschenrechtsverletzungen. Maßgeblich für die Etablierung dieses Konzeptes waren die Umbrüche diktatorischer Regime in den 70er und 80er Jahren in vielen südamerikanischen Staaten. Regimegegnern und Aktivisten war es ein Anliegen, die Wahrheit über die massiven Menschenrechtsverletzungen zu Tage zu bringen.

Die Ausgangsvoraussetzungen klassischer Beispiele von *Transitional Justice*, beispielsweise die Wahrheitskommissionen zur Apartheid in Südafrika, gleichen nicht dem derzeitigen Zustand des Konflikts in Israel und Palästina. Dennoch nehmen die Teilnehmerinnen diese Fälle als wertvolle Anregungen wahr, sich mit einer Zukunft auseinanderzusetzen, deren zentrales Element die Wiederherstellung von Gerechtigkeit ist.

Im Gegensatz zum Tenor der derzeitigen politischen und medialen Diskurse in Europa wurde in den Diskussionen der Teilnehmerinnen deutlich, dass sich beide Gruppen Gerechtigkeit nur auf einer Grundlage vorstellen können – der Verwirklichung eines gemeinsamen Staates. Hierfür berufen sie sich auf die vier Prinzipien von *Transitional Justice*: Um die konsequente Strafverfolgung und Wahrheitsfindung durchzuführen, soll auf Wunsch der Palästinenserinnen der internationale Gerichtshof involviert

Vier Prinzipien der Transitional Justice:

- Die konsequente und öffentliche **Strafverfolgung** der Hauptverantwortlichen für die Menschenrechtsverletzungen und die Enthebung der Täter*innen aus öffentlichen Ämtern.
- Das Einrichten von **Wahrheitskommissionen** durch außergerichtliche Organe mit einem Schwerpunkt auf den Zeugen- und Opferaussagen der Opfer und Betroffenen.
- Materielle **Entschädigungen** für die Opfer oder Hinterbliebenen durch Reparationszahlungen und die Restitution von Eigentum, sowie symbolische, individuelle und kollektive Entschädigungen.
- **Reformen** und Gesetze, die auch Militär und Polizei umfassen.

werden. Die darauf folgenden Entschädigungen müssen sich dann, laut der palästinensischen Teilnehmerinnen, auf die Rückführung aller vertriebenen Palästinenser*innen konzentrieren und, laut der Israelinnen, vor allem auf Kompensationszahlungen durch Steuererleichterungen und Vergünstigungen. Jene materiellen Kompensationen werden im neu errichteten Wohlfahrtsstaat geltend gemacht, welcher auf absoluter Gleichheit basiert. Durch eine Minderheiten-Quote für das Parlament und öffentliche Institutionen soll dieser Grundsatz besiegelt werden. Und dies gilt laut der Palästinenserinnen auch für die Siedlungen in der Westbank. Denn die Westbank stellt, aus ihrer Sicht, nach all den Jahren nicht mehr nur eine Heimat für Palästinenser*innen, sondern auch viele Israel*innen dar, sodass sie, unabhängig von Religion und Herkunft, neu organisiert und benannt werden müssen.

„Am Anfang dachte ich, dass Frieden immer auch Aufgeben bedeutet, und niemand möchte auf der schwachen Seite sein. Aber jetzt ist mir klar geworden, dass es tatsächlich Gerechtigkeit gibt, und alle Punkte, auf die wir uns geeinigt haben, machen für mich Sinn.“

(Teilnehmerin über den Workshop zu Transitional Justice)

Ein Hauptanliegen der Teilnehmerinnen des Seminars war – so wie es auch im Konzept der *Transitional Justice* als Grundprinzip verankert ist – die bedingungslose Anerkennung der Leiden der Opfer und die öffentliche und offizielle Entschuldigung durch die Täter und Organe der Regierung.

Einzelnen Teilnehmerinnen der israelischen Seite fällt dieser Schritt jedoch schwerer als anderen. Sie sehen in den politischen Strategien und Maßnahmen der israelischen Regierung kein Fehlverhalten, sondern eine notwendige sicherheitspolitische Reaktion. Kurzzeitig fällt das labile Kartenhaus einer gerechten Zukunftsvision in sich zusammen. Aus der Enttäuschung heraus kehrt die Gruppe in ihren Diskussionspunkten zum Beginn des Seminars zurück. Fragen nach Identität, Verwurzelung und historischen Wahrheiten werden wieder lauter und betonen die Aussichtslosigkeit einer gemeinsamen Lebensrealität.

Obwohl sich die Ergebnisse der Gruppen und deren gemeinsame Zukunftsvisionen stark gleichen, sind weiterhin die Differenzen bezüglich eigener Wurzeln, Vergangenheit und Identität groß. In der Selbstverortung jeder Einzelnen, ob Israelin oder Palästinenserin, spielt die Geschichte ihrer Familie eine entscheidende Rolle, und die meisten Teilnehmerinnen können sich nicht vorstellen, dass beide Narrative auf zufriedenstellende Weise miteinander kommuniziert werden können. Kann also die Vision eines gemeinsamen Staates, der Wohlfahrt, Gleichheit und Kompensationen verwirklichen soll, zur Realität werden, wenn kein Konsens über die geteilte Geschichte herrscht? Auf welchen Grundsteinen kann ein Staat gebaut werden?

Fragen wie diese lassen die Teilnehmerinnen bis zum Ende des Seminars nicht los, doch ist es auch nicht Ziel dieser Einheit, Antworten auf diese zu finden. Vielmehr sollen Diskussionen über *Transitional Justice* den Blick auf kleinteilige Schritte auf dem Weg in eine gerechte Zukunft lenken. Denn obwohl die Differenzen der erlebten Vergangenheit groß sind, herrscht Einigkeit darüber, dass die Zukunft gemeinsam beschritten werden soll.



Teilnehmer*innen des Frauenseminars präsentieren einen Teil des israelischen Narrativs.

Israel und Palästina

Ringens um Anerkennung

Die Seminare sind geprägt von einem Ringens um Anerkennung. Fragen wie „Wer macht den ersten Schritt, die ersten Zugeständnisse an die andere Seite?“ werden sich gegenseitig zugespielt. Wer zählt mehr Tote? Wer ist Opfer? Repräsentieren die „Anderen“ überhaupt ihre Gesellschaft und falls nicht, machen diese Diskussionen überhaupt Sinn? Obwohl sie sich im Kreis zu drehen scheinen, auf kleine Zugeständnisse wieder „Rückschritte“ folgen, tragen die Diskussionen dazu bei, sich über die eigenen Einstellungen und Meinungen im Spiegel der „Anderen“ erst einmal klar zu werden.

Schulamith Weil hat den Dialogprozess detailliert dokumentiert.

Samir: David hatte nach unserer Haltung zu Selbstmordattentätern gefragt. Der Film „Arnas Children“ (siehe S. 53) zeigt, wer die Jungs zu Terroristen gemacht hat: Eure Regierung. Terrorist zu werden, ist eine persönliche Entscheidung. Wir können niemanden verurteilen, der Mutter und Freunde verloren hat, und sich dafür entscheidet. Kein Palästinenser findet es gut, wenn Zivilisten umkommen. Aber der Film hat gezeigt, wie es dazu kommt. Niemand wird als Terrorist geboren, sondern dazu gemacht.

Keren: Ich verstehe. Aber es ist sehr schwer, für jemanden in Israel, der vielleicht einen Angehörigen bei einem Anschlag verloren hat, die Attentäter als Menschen zu betrachten und darüber nachzudenken, welche Gründe sie dafür hatten. Es ist leichter, die Augen zu verschließen. Es gibt auch andere Wege, auf Leid zu reagieren als Terrorismus. Zum Beispiel beim gemeinsamen Gedenktag von *Combatants for Peace* trauern Menschen von beiden Seiten zusammen. Sie haben sich für Zusammenarbeit und eine andere Form des Aktivismus entschieden.

Samir: Es ist vieles möglich, doch bevor du das Rauchen aufhören kannst, musst du einsehen, dass es schlecht ist. Zuerst müssen die Israelis einsehen, „Ja, wir haben etwas falsch gemacht“. In den Gruppen gestern habe ich niemanden dazu gehört, während der 1:1 Gespräche schon. Doch das in der Gruppe zu sagen, scheint niemand den Mut zu haben.

Yael: Ich bin sehr offen und bereit, viele Dinge aufzugeben, außer meinem Existenzrecht in meinem Land.

Shirin: Deine Familie kommt doch aus der Ukraine. Dann geh dorthin!

Yael: Warum sollte ich dahin zurückgehen, wo meine ganze Familie ermordet wurde?

Shirin: Wenn sie euch ermordet haben, warum kommt ihr dann und ermordet uns?

Yael: Wir haben beide ein Recht auf einen eigenen Staat.

Samir: Ihr kamt nach Palästina und habt unser Land gestohlen. Darauf habt ihr kein Recht.

Yael: Das bringt doch nichts, aufzurechnen, wer mehr gelitten hat.

Keren: Ich rechtfertige nichts, aber die Mentalität des jüdischen Volkes ist, nicht mehr unter einem fremden Staat leben zu wollen.

Ori: Ich verurteile alle Verbrechen die passiert sind, aber wir haben keinen anderen Platz und ihr auch nicht.

Shirin: Doch! Ihr könnt zurückgehen.

Samir: Ihr solltet zugeben: „Das und das haben wir getan, jetzt lasst uns sehen, wie wir es in Ordnung bringen für die Zukunft“.

Keren: Ich gehe zu Demonstrationen, am Wahltag laufe ich mit dem T-Shirt einer linken Partei herum, und ich fühle mich oft nicht frei und sicher in meiner eigenen Gesellschaft mit solchen Ansichten.

Yael: Selbst gute Freunde von mir sehen die Dinge ganz anders. Wenn kein Kontakt zu Palästinenser*innen da ist, dann ist es leicht, sie nur als ein anderes Volk zu sehen, das unser Land will, sie nicht als Menschen zu sehen.

Keren: Wir haben gelernt, auf bestimmte Worte in Arabisch zu achten und wenn wir die im Bus hören, schnell auszusteigen. Wir lernen, Arabisch als Gefahr zu empfinden. Hier im Seminar zum ersten Mal so viel Arabisch zu hören, die schöne Sprache meiner Großmutter, war ein wichtiger Punkt für mich, der mir viel bedeutet und für den es sich gelohnt hat, hier zu sein.

Samir: Ich bin froh, das zu hören, denn gestern war ich dabei, die Hoffnung zu verlieren.

Ori: Samir, es hat sich auf jeden Fall gelohnt, hierhin zu kommen. Auch wenn

wir uns jetzt noch nicht auf eine Lösung einigen können. Es ist erst der Anfang von einem Prozess, der uns weiter beschäftigen wird.

Yael: Ich habe das Gefühl, dass diese Gruppe hier offener und liberaler ist als die palästinensische Gesellschaft im Allgemeinen, die doch sehr konservativ ist, auch was die Rechte der Frauen angeht.

Fatma: In Israel sind die Religiösen auch nicht für Frauenrechte.

Yael: Das stimmt, aber es gibt dort eine starke Stimme für Frauenrechte, die auch gehört wird. (...)

Yael: Ich frage mich, ob ihr die Gesellschaft repräsentiert.

Fadi: Unsere Antworten stehen für die der Mehrheit der Palästinenser.

Oren: Allein, dass ihr gekommen seid, Israelis zu treffen, ist schon eine Auswahl.

Ahlam: Ist das bei euch auch so?

Oren: Ja. Es gibt bei uns auch die Leute, die nicht gekommen wären und auch sonst konservativer sind.

David: Wie viele von euch sind der Meinung, dass Israel ein Recht hat, als jüdischer selbstständiger Staat zu existieren?

Fadi: Wenn es Gerechtigkeit gibt.

Fatma: Ihr könnt euren Staat haben, aber nicht auf unserem Land.

Samir: Ich finde nicht, dass jede Religion einen Staat braucht. Wir sollten uns zusammenschließen, wenn es einen fairen Frieden gibt. Doch in der jetzigen Situation in Palästina sehe ich nur eine Zwei-Staatenlösung.

Ahlam: Israelis haben ein Recht auf einen Staat Israel, aber nicht auf ein jüdisches Israel, denn so löschst Du Christen und Muslime aus.

David: Es gibt auch jetzt Muslime und Christen im jüdischen, demokratischen Staat, die dort als Minderheit mit gleichen Rechten leben.

Israelis (murmeln): Gleiche Rechte?

Ahmed: Und es sollen weiterhin alle Juden einwandern dürfen?

David: Ja, so wie jetzt.

Ahlam: Dann bin ich dagegen.

Uri: Ich sehe Israel nicht als jüdischen Staat, d.h. so wie es jetzt ist, gefällt es

mir nicht. Ich bin der Meinung, dass die Rechte der Minderheiten in Israel beeinträchtigt werden.

David: Ich betone, das Judentum ist nicht nur eine Religion, sondern auch eine Nation.

Ahlan: Du willst Juden ins Land bringen, nicht wegen der Religion sondern wegen der Nation?

David: Zu eurer Erinnerung, wir alle hier sind in Israel geboren.

Fatma: Aber ihr wisst auch, dass ihr in Palästina seid. Viele Palästinenser*innen sind woanders geboren und bezeichnen sich weiterhin als solche und nicht als z.B. Amerikaner.

David: Vielleicht ist es das Problem, dass sie in der Vergangenheit hängen und nicht in die Zukunft sehen.

Nour: Das ist nicht menschlich, wie du argumentierst.

David: Ich spreche von zwei Staaten. Wenn ihr jemanden aus Amerika nach Palästina holen wollt, bitte.

Samir: David, du sagst, du wärst kein Rassist, doch was du sagst ist rassistisch. Warum bist du hergekommen, um mit uns zu sprechen?

David: Warum ist das, was ich sage, rassistisch? Ich sage, es braucht zwei Staaten für uns, die Trennung ist nötig, wegen der Situation.

Nour: Dankt Gott, wenn wir euch überhaupt auf unserem Land akzeptieren. Das müssen wir nicht.

David: Tatsache ist, dass es im Moment einen Staat Israel gibt und kein Palästina, also bin ich nicht sicher, wer hier wem einen Gefallen tut.

(...)



Diskutieren über den Status-quo

Israel und Palästina

In ständiger Angst zu leben ...

Interview mit Mais A. aus Ost-Jerusalem

Mais A. ist 20 Jahre alt, lebt in Ost-Jerusalem und studiert Medizin. Im folgenden Interview erzählt sie Tessa Pariyar von den Auswirkungen der Besatzung auf ihr Leben als Palästinenserin und wie das Frauenseminar ihr Denken über den Konflikt verändert hat.

T.P.: Kannst du beschreiben, wie der Konflikt dich in deinem täglichen Leben beeinflusst? (...)

M.A.: Der Konflikt, ich spreche lieber von Besatzung, beeinflusst mein tägliches Leben. (...) Während meines ersten Semesters habe ich die Al-Quds-Universität, die in Abu Dis liegt, besucht. Dort grenzt die Apartheid-Mauer so nah an die Universität, dass Du sie vom Gebäude aus sehen kannst (...). Es kommt folglich zu vielen Zusammenstößen zwischen israelischen Soldaten und palästinensischen Studenten. Es kommt vor, dass ich zum Beispiel in einer Vorlesung sitze, plötzlich dringt Tränengas ein, wir hören Geschrei von draußen und rennen raus. Und es ist mal wieder zu Auseinandersetzungen zwischen Studenten und Soldaten gekommen, die damit enden, dass Krankenwagen kommen. Es gibt einige Verletzte, und die Vorlesung fällt aus. (...) Auch meine Verwandten zu besuchen, ist sehr schwierig, da ich in Jerusalem und meine Familie mütterlicherseits in Ramallah, in der Westbank wohnt. Mit meinem Auto wäre ich eigentlich in 30 Minuten dort, aber auf Grund der Checkpoints kann es bis zu vier Stunden dauern. (...)

Mein Vater arbeitet in der Altstadt Jerusalems, und während der Proteste um die Al-Aqsa Moschee und all die Ereignisse, die vor kurzem passierten, musste mein Vater sein Geschäft für fünf Tage schließen (Als Reaktion auf die Errichtung von Metalldetektoren am Zugang zur Al-Aqsa Moschee, riefen Palästinenser die „Tage des Zorns“ aus. Die Geschäfte in der Altstadt Jerusalems blieben aus Protest geschlossen. Anm. d. Red.). Für einen Geschäftsmann (...) bedeutet das große Verluste. (...) Wir haben die ganze Zeit



Jerusalem – Zentrum der Religionen – Zentrum des Konflikts

Angst um ihn, denn in der Altstadt kommt es wirklich zu vielen Zusammenstößen. Während der Proteste um die Al-Aqsa Moschee wurde ein enger Freund meines Vaters durch ein Gummigeschoss am Rücken verletzt und leidet bis heute unter Schmerzen.

In ständiger Angst zu leben und immer Angst zu haben um meinen Vater und um meine Schwester, die unmittelbar neben einem Checkpoint arbeitet, ist das schlimmste. Diese ständige Angst, wenn du hörst, dass etwas passiert ist oder jemand gestorben ist. Das ständige Sichergehen, ob es allen, die du kennst, gut geht oder doch jemand von ihnen betroffen ist (...)

T.P.: Trotz der negativen Auswirkungen der Besatzung auf dein Leben bist du hierhergekommen, um israelische Frauen zu treffen. Warum? Was war deine Motivation dafür?

M.A.: Für jemanden wie mich, die in Jerusalem lebt, könnte es eigentlich einfach sein, Israelis zu treffen und mit ihnen zu sprechen. Aber obwohl wir nebeneinander wohnen, ist es schwierig für mich als Palästinenserin, mit Israelis zu sprechen, besonders über Themen, wie den Konflikt und die Besatzung, die tabu in unseren Gesellschaften sind.

Deshalb habe ich die Chance genutzt, zu diesem Seminar zu kommen, an einen Ort, weit weg von dem ganzen Konflikt und mit ihnen darüber zu dis-

kutieren. Und ich erhoffte mir auch, vielleicht etwas damit zu verändern. (...)

T.P.: Hast du mit Freunden oder deiner Familie über deine Pläne gesprochen, zu einem solchen Seminar nach Deutschland zu kommen und Israelis zu treffen und mit ihnen zu diskutieren?

M.A.: Die Mehrheit der Menschen in meiner Gemeinschaft würde dies für Normalisierung halten. Viele Menschen, die es nicht besser wissen und die Dinge nur oberflächlich sehen, würden sagen, dass ich eine Verräterin bin oder dass ich meine Beziehung zu den Israelis normalisiere. Sie würden nicht wirklich den ganzen Sinn des Seminars verstehen. Es wäre also schwierig für mich, öffentlich zu sagen: „Hey, ich war da bei diesem Programm in Deutschland und es war unglaublich toll!“, aber meine engen Freunde und meine Familie verstehen, warum ich hier bin, und dass es wirklich nichts mit Normalisierung zu tun hat. Es hat einen Grund, warum ich hier bin, und ich bin nicht nur hierhergekommen, um Spaß zu haben, neue Freundinnen zu finden und all den Quatsch – sorry (lacht) (...)

T.P.: Jetzt sind wir fast am Ende des Seminars – gab es etwas, das dich überrascht hat? Oder gab es eine Art Wendepunkt in dem Sinne, dass sich die Dinge im Laufe des Seminars geändert haben, in einer Art, die du zu Beginn nicht vermutet hättest?

M.A.: Ich bin mir sicher, dass ich jetzt nach dem Seminar nicht mehr dieselbe bin wie vorher. Dieses Seminar war ein großer Wendepunkt in meinem Leben, und das nicht nur in Bezug auf den israelisch-palästinensischen Konflikt. Meine Art zu denken hat sich wirklich verändert. Bevor ich hierher kam, hatte ich diese naive, unrealistische Idee, dass wir den Konflikt lösen und die Besatzung beenden könnten, indem wir einfach alle Israelis rauswerfen. Aber nachdem ich sie kennengelernt und zugehört habe, nachdem ich gehört habe, was sie zu sagen haben, und Zeit hatte, darüber realistisch nachzudenken, wurde ich mir bewusst, dass dies nicht die Lösung sein kann. Ihre Geschichten zu hören und besonders auch zu erfahren, wie sehr sie ihre Regierung hassen und genau wie ich nicht akzeptieren wollen, was passiert, hat meine Haltung gegenüber Israelis total verändert. Ich war wirklich überrascht, so viele sympathische Israelinnen zu treffen, da mich die Israelis, die

mir bis dahin begegnet waren, ausschließlich grob und als Bürgerin dritter Klasse behandelt haben. (...) Hier ist mir bewusstgeworden, dass wir alle Opfer der Situation sind. Nicht auf die gleiche Art und Weise, und natürlich gibt es Unterschiede, die einen sind die Besatzer und die anderen die Besetzten, aber wir leben alle in ständiger Angst und in Stress. Und ich glaube, dieses Seminar, hat nicht nur mich, sondern auch viele Israelis verändert und ihnen das Bewusstsein gegeben, nicht mehr Teil der Besatzung sein zu wollen. (...)

T.P.: Gab es einen bestimmten Moment, der dich zum Nachdenken brachte oder war es eher der Prozess als Ganzes?

M.A.: Es war tatsächlich beides. Aber es gibt einen bestimmten Moment, den ich nie vergessen werde. Am ersten Tag des Seminars unterhielten wir uns in unserer Gruppe, und eine palästinensische Frau nutzte, während sie etwas erzählte, den Begriff „Palästina“. In der Pause kam dann eine israelische Frau zu mir und sagte: „Ich möchte dich etwas fragen: Als diese palästinensische Frau *Palästina* sagte, was meinte sie?“ Ich fühlte mich angegriffen, denn „Was ist *Palästina*?“ Also sagte ich: „Als sie *Palästina* sagte, meinte sie dasselbe wie du, als du *Israel* gesagt hast.“ Die Unterhaltung wurde dann erstmal unterbrochen. Aber der überraschendste Moment war später, in der Mitte des Seminars. Dieselbe Frau sagte, während sie etwas erzählte, „*Israel*“ und sie machte mit ihren Fingern Anführungszeichen. Und dann sagte sie *Palästina* und *Besatzung*. (...) Ich war stolz und fühlte in diesem Moment, dass es Sinn gemacht hat, hierher zu kommen, und dass es Wirkung zeigt. Denn *Palästina* von einer Israelin zu hören, bedeutet etwas (...) Es ist nicht die Norm, dass Israelis das sagen. (...)

T.P. : Was sind deine Pläne, wenn du nach Hause kommst?

M.A.: Ich bin wirklich nicht hierhergekommen, um all die Dinge zu tun und zu verstehen und dann nach Hause zu gehen und nichts zu machen. Ich und einige Frauen haben uns entschieden, eine Gruppe auf die Beine zu stellen und uns für die Beendigung der Besatzung einzusetzen. Ich weiß, das klingt naiv, aber ich glaube, dass wir es schaffen können, vor allem, weil diese Gruppe aus Israelinnen und Palästinenserinnen bestehen wird.

Israel und Palästina – Seminar für junge Männer und Frauen

„Thank you for messing up my life!“

(Text: Felix Litschauer, studiert zurzeit Friedens- und Konfliktforschung in Marburg und nahm 2017 als Beobachter am gemischten Seminar teil.)

Zum ersten Mal hatte ich die Gelegenheit, Menschen aus Palästina und Israel im direkten Austausch miteinander zu erleben. Auch wenn ich als Beobachter nicht durch den für die Teilnehmenden emotional sehr anspruchsvollen Prozess gehen musste, war ich doch weit mehr als ein neutraler Dritter. Oft genug musste ich feststellen, wie sehr ich durch meine eigene Identität mit dem Konflikt verknüpft war. So war etwa der Umgang der Deutschen mit ihrer Täter*innenvergangenheit ein präsent Thema. Bisweilen verglichen israelische Teilnehmende diese sogar mit der Gesellschaft Israels, welche versucht, mit ihrer eigenen Täter*innenvergangenheit im Zusammenhang mit den Kriegen 1948 und 1967 umzugehen.

Wie verhalten sich junge Erwachsene, die zum ersten Mal Kontakt mit anderen jungen Erwachsenen haben, welche sie zuvor nur als Feinde in einem scheinbar unlösbaren Konflikt gesehen haben? Die Antwort klingt banal und ist zugleich ungemein kompliziert. Sie verhalten sich menschlich. Beide Gruppen brachten ein zutiefst menschliches Bedürfnis nach Walberberg: Das Bedürfnis nach gegenseitiger Anerkennung ihrer Identität.

Dass dieses Bedürfnis jedoch nicht immer einfach zu erfüllen ist, muss-



Die Teilnehmer nutzen die Zeit für kontroverse Diskussionen.



*Der Kuchen wurde verteilt– Die Palästinenser*innen thematisieren den europäischen Kolonialismus im Nahen Osten.*

ten die Teilnehmenden in den zwei Wochen des Seminars oft schmerzhaft erleben.

Das Seminar war inhaltlich geprägt von einer Mischung aus intensiven Dialogworkshops und Präsentationen, Freizeitaktivitäten und Ausflügen sowie einfacher alltäglicher Routine. Während der Workshops sollten sich die Teilnehmenden persönlich in den Konflikt einordnen und mit den Sichtweisen der jeweils anderen Gruppe auseinandersetzen. Dabei unterschieden sich Herangehensweisen der israelischen und palästinensischen Teilnehmenden grundlegend. Die Palästinenser*innen forderten die Anerkennung ihrer bis heute andauernden Leidensgeschichte, Verständnis für ihren Kampf gegen die Besatzung sowie ein Bekenntnis zur Verantwortung vonseiten der Israelis. Die Israelis artikulierten das Bedürfnis nach Legitimität ihrer Präsenz in der Region, Verständnis für ihr Sicherheitsbedürfnis und besonders die Anerkennung der politischen und kulturellen Diversität der israelischen Gesellschaft.

Die Machtasymmetrie des Konflikts war stets zentraler Bestandteil der Diskussionsdynamik: Die Israelis haben als Gewinner des Krieges 1948 das Privileg des Vergessens, die Palästinenser*innen unterliegen als Verlierer und Opfer der damit verbundenen Konsequenzen hingegen einem ständigen Zwang des Erinnerns. Dieses Paradigma offenbarte sich während der Seminare immer wieder von Neuem. Beispielsweise äußerte ein israelischer Teil-

nehmer nach einer hitzigen Diskussion um die Ereignisse 1948 frustriert, er habe ein legitimes Recht, sich glücklich und befreit zu fühlen, welches nicht gegen die Verluste der Palästinenser*innen aufgewogen werden sollte. Daraufhin entgegnete eine Palästinenserin: „Wenn du gewonnen hast, wenn du glücklich und zufrieden bist, schaust du nicht zurück. Du wirst passiv. Wenn du verloren hast, wenn du Schmerz und Wut über den Verlust täglich spürst, kannst du nicht vergessen.“

Auch die Präsentation der historischen Narrative, also dem jeweiligen kollektiven Blick auf die Geschichte beider Gesellschaften, folgte dieser Dynamik. Während die Palästinenser*innen den Konflikt zum alleinigen Bestandteil ihres Narratives machten, stellten die Israelis diesen als ein Element innerhalb diverser gesellschaftlicher Problemfelder dar. Demnach haben die Israelis die freie Wahl, sich gemäß ihrer politischen Ansichten bezüglich der Besatzung zu positionieren. Auf der anderen Seite der Mauer zwingt deren alltägliche Präsenz Palästinenser*innen zu einer fortwährenden Auseinandersetzung mit dem Konflikt. Dieser Zwang wirkte sich auch auf die zwischenmenschlichen Beziehungen der Teilnehmenden auf. Die Mehrheit der Palästinenser*innen vermied es zu Beginn, mit den Israelis in Kontakt zu treten. Schließlich waren den meisten von ihnen Israelis zuvor nur als Personifizierung der Besatzung in Gestalt von Soldat*innen begegnet.

Mit fortschreitender Zeit versuchten sich viele Palästinenser*innen jedoch gegen diesen Zwang zu wehren und begannen auf die Israelis zuzugehen. Hier offenbarte sich erstmals auch die innerpalästinensische Debatte um *Normalization*, also die Frage ob etwa persönlicher Kontakt



*Teilnehmer*innen bereiten einen Workshop zum Thema „Mauer“ vor.*



*Den israelischen Teilnehmer*innen ist immer wieder wichtig zu zeigen, wie divers ihre Gesellschaft ist.*

zum Feind dazu beiträgt, die Besetzung als alltäglich, normal und schlussendlich akzeptabel wahrzunehmen. Die Intensivierung des Austauschs auf persönlicher Ebene machte sich auch in den Dialogeinheiten bemerkbar. Zwar vertieften sich die Gräben zwischen den beiden Gruppen zeitweise sogar, und die Teilnehmenden waren weniger bereit, Kompromisse einzugehen. Gleichzeitig waren immer mehr Äußerungen zu vernehmen, die eine Anerkennung des Leids der Anderen signalisierten. Im Anschluss an den Film *Arna's Children*, der sehr schmerzhaft die Folgen der Invasion der israelischen Armee im Flüchtlingslager von Jenin verdeutlicht, wandte sich eine Palästinenserin an die israelische Gruppe und sagte: „Zu sehen, dass ihr empathisch für die leidende Bevölkerung von Jenin wart, macht mich zuversichtlich, dass es Wege gibt, die Situation gemeinsam zu ändern.“

Die Tendenz der gegenseitigen Anerkennung verstärkte sich zum Ende hin sukzessive, jedoch nicht ohne eine kritische Reflexion derselben. An diesem Punkt waren sich Israelis und Palästinenser*innen einig: Zu viel Verständnis für die Situation und das Handeln des Gegenübers kann sehr schnell zu Passivität und Akzeptanz des Status Quo führen. Ein Status Quo, der in der Realität von gegenseitiger Dämonisierung und Enthumanisierung geprägt ist. Doch im Angesicht geteilter Wut über den Status Quo zeigten sich viele Teilnehmende in den letzten Tagen motiviert, zur positiven Änderung der Verhältnisse beizutragen.

In einem abschließenden Workshop zu *Transitional Justice* wurden konkrete Schritte, wie Gerichtsverfahren gegen Kriegsverbrecher*innen, die Abschaffung der Administrativhaft, Wiederaufbau zerstörter palästinensischer Strukturen durch die israelische Armee und das Recht auf Rückkehr der palästinensischen Geflüchteten diskutiert. Auf individueller Ebene gab es beispielsweise Bekundungen der Israelis, Arabisch zu lernen und Einladungen vonseiten der Palästinenser*innen zum Besuch der Westbank.

Wurde das Bedürfnis nach gegenseitiger Anerkennung also schlussendlich erfüllt? Gemeinsames Feiern, Gespräche in einem Mix aus Englisch, Hebräisch und Arabisch bis tief in die Nacht und neue Freundschaften auf Facebook scheinen ein Indiz dafür zu sein. Doch vor dem Hintergrund der Tatsache, dass die Identität jedes*r Einzelnen tief mit dem jahrzehntelangen Konflikt verwoben ist, lässt sich diese Frage nicht so leicht beantworten. Sowohl für Israelis als auch Palästinenser*innen bedeutet die Anerkennung der anderen Identitäten oft das Infragestellen eines wichtigen Teils ihrer eigenen Identität. Eine israelische Teilnehmerin erzählte mir etwa, wie ihr bisheriger Lebensweg, der stark mit der israelischen Armee verbunden war, im Laufe der zwei Wochen wie ein Kartenhaus in sich zusammenfiel.

Eine andere Teilnehmerin schrieb mir einige Zeit nach Ende des Seminars zutiefst dankbar und traurig zugleich: „Thanks, Breaking Barriers, for messing up my life“ (Danke, Breaking Barriers, dass ihr mein Leben auf den Kopf gestellt habt).



Freizeit – Zeit für Gespräche

Interviews mit Teilnehmerinnen

Interview mit Ayelet R. aus Jerusalem, Israel

Ayelet, 29, arbeitet bei einer Frauenrechtsorganisation im Bereich Öffentlichkeitsarbeit. Ihr Elternhaus ist sehr religiös und ihr Vater lebt aus ideologischen Gründen in einer Siedlung. Ihre Vorfahren kamen aus Angst vor Antisemitismus und als Unterstützer des Zionismus nach Israel. Ihre Familie sieht es nicht gerne, dass sie säkular und antizionistisch lebt. Sie sagen zu ihr: „Wenn du nicht an das gelobte Land glaubst, bist du keine Jüdin“. (...)

Das Interview führte Felix Litschauer.

F.L.: Kannst du ein bisschen über dich und deinen Hintergrund erzählen?

Ayelet R.: Ich stamme aus einer religiösen Familie. Meine Eltern sind geschieden. Die Familie meines Vaters sind hauptsächlich Siedler. Meine Großmutter und meine Tante sind Teil einer politische Bewegung, die sich „Frauen in Grün“ nennt, eine Gegenbewegung zu den „Frauen in Schwarz“, eine israelische Organisation gegen die Besatzung, die 1988 gegründet wurde. Die „Frauen in Grün“ verbreiten die Idee, dass Juden überall in Israel, einschließlich dem Westjordanland, leben sollen. Es sollte keinen palästinensischen Staat geben und sie unterstützen die Siedlerbewegung. In meiner Kindheit – also während der zweiten Intifada – ging ich mit meiner Tante und Großmutter zu sehr vielen rechten Demonstrationen. Eine meiner ersten Erinnerungen daran sind Proteste um einen Hügel in der Nähe von Efrat, einer Siedlung in Gush Etzion, den die Siedler besetzen wollten. Es gab politische Auseinandersetzungen mit der so genannten Stadtverwaltung dort, also gingen wir dorthin. Wir stellten Zelte auf und schliefen einfach auf dem Hügel mit nichts außer einem Generator. Meine Tante fesselte sich dort an einen Pfosten.

Das war meine Kindheit. Dadurch wurde mir eine ganz bestimmte Art von Agenda beigebracht, die auch von meiner Familie mütterlicherseits unterstützt wurde. Die besetzten zwar selbst keine Hügel, aber sie haben solche

Aktionen sehr unterstützt. Ich bin in eine Schule gegangen, in der mir beigebracht wurde, dass die ideale Frau in einem Außenposten lebt, neun Kinder hat und im Grunde das Land Israel übernimmt.

F.L.: Wodurch wurde deine Denkweise verändert?

A.R.: (lacht). Ja, was ist da falsch gelaufen? Ich bin mir nicht sicher, wann es angefangen hat ... Nun, als meine Großmutter diese wirklich krassen Dinge sagte, wie „Alle Araber wollen uns töten“ und „Sie hassen uns alle und wollen uns im Meer ertränken“, nahm mein Vater mich beiseite und sagte: „Weißt du, das stimmt nicht ganz. Es gibt überall gute und schlechte Menschen.“

Und ich denke, der Feminismus hat einen großen Teil zu meinem Umdenken beigetragen. Es gibt eine Bewegung des orthodoxen, religiösen Feminismus, der als vierte Welle des Feminismus in Israel betrachtet wird. Seit Beginn dieser vierten Welle habe ich mich sehr dafür interessiert und Feminismus wurde Teil meiner religiösen Identität und meiner Identität insgesamt. Und wenn ich dafür kämpfe, gleiche Rechte zu haben, denn auch in Israel haben Frauen nicht die gleichen Rechte wie Männer, dachte ich selbstverständlich auch über die Rechte der Palästinenser nach. (...) Das und die Tatsache, dass ich LGBTQ-Aktivistin (Aktivistin für die Rechte von Schwulen, Lesben, Bisexuellen, Trans- und Queermenschen) geworden bin, hat dazu beigetragen, dass sich meine Ansichten geändert haben. In diesen Kreisen, in denen selbst die Religiösen Kreise eher religiös-links waren, war ich anderen Ideen ausgesetzt.

F.L.: Hast du, bevor Du hierhergekommen bist, schon einmal Palästinenser*innen getroffen? Wie hat es dich beeinflusst, sie hier persönlich zu treffen und ihre Geschichten zu hören?

A.R.: Ich habe schon zuvor israelische Araber oder israelische Palästinenser getroffen (Palästinenser*innen mit israelischer Staatsangehörigkeit, Anm. d. Red.), aber selbst das waren nie prägende Begegnungen. Das waren Ärzte in Krankenhäusern, Krankenschwestern oder so. Und auf Facebook folge ich ein paar israelischen Palästinensern. Aber es ist nicht dasselbe, wie jemanden zu treffen.

F.L.: Aber Du hattest ihre Geschichten gehört?

A.R.: Eher ihre politischen Ansichten. Ich war überrascht, wie sehr sie sich von Palästinensern aus der Westbank unterscheiden. Sie haben einen anderen Blick auf den Konflikt. Ich hatte das Gefühl, dass ich ziemlich gut über die Situation in der Westbank informiert bin. Ich lese Geschichten, alternative Zeitungen, wir Linke sprechen viel über die beiden unterschiedlichen Narrative. Aber es ist so völlig anders, die Leute tatsächlich zu treffen und es von ihnen selbst zu hören. In der israelischen Linken sprechen wir gerne *über* Palästinenser, aber nicht *mit* Palästinensern. Es gibt auch nicht oft die Gelegenheit dazu. Es ist so anders, sich vorzustellen, was die Leute denken, und zu sehen, was sie wirklich denken. Um ein Beispiel dafür zu geben: Ich war schockiert, wie ähnlich wir uns in unseren Ängsten voneinander sind. Eine Palästinenserin erwähnte das Bild von israelischen Soldaten als Monster. Und die Art, wie sie über sie sprach, erinnerte mich sehr an die Art, wie wir über palästinensische Terroristen sprechen. Es war wirklich schockierend. Selbst wenn ich es mir irgendwie vorstellte, wusste ich nicht, wie einige Palästinenser die israelische Armee betrachten. Aber so viele Dinge, die sie sagten, erinnerten mich teils an Menschen zu Hause. Die Art, wie sie über uns geredet haben, ist dem so ähnlich, wie wir über sie reden. Das Stigma,



*Bei der Präsentation ihres kollektiven Narrativs zeigen israelische Teilnehmer*innen, wie in Israel über palästinensische Attentate und Angriffe der Hamas berichtet wird.*

die Angst, die Verallgemeinerung. (...)

F.L.: Gibt es eine bestimmte Situation, die Dir besonders in Erinnerung geblieben ist?

A.R.: Als einer der Palästinenser die Geschichte seines Onkels erzählte, der ermordet wurde, das war extrem schwer. Ich habe das Gefühl, während dieser Sitzung zählten wir unsere Toten auf beiden Seiten. Wir Israelis sagen uns manchmal „Ok, wenn jemand auf der anderen Seite gestorben ist, dann muss es ein Terrorist gewesen sein und er / sie hat es verdient“.

Jemand der versucht, dich zu töten, tut dir nicht leid. Und wenn dann doch ein Zivilist, stirbt, sagen wir uns: „Was können wir tun? Das gehört zum Krieg dazu.“ Und dann hörst du die vielen Geschichten der Palästinenser*innen und dir wird klar, dass das nicht nur einmal in einer Million von Fällen passiert. Das war kein Fehler oder Missverständnis. Das ist Politik. Oder es ist Teil der Politik, zu ignorieren, dass es passiert. (...) Jedes Mal, wenn jemand der Palästinenser*innen erzählte, dass ihr Onkel oder Cousin verhaftet wurde, fragte ich mich: „Aber vielleicht waren sie Terroristen“ oder „Was sagen sie uns nicht?“. Aber dann hat einer der Palästinenser die Geschichte seiner eigenen Verhaftung erzählt – und ich sehe ihn, ich kenne ihn, ich weiß, dass er kein Terrorist ist, und niemand kann mich davon überzeugen, dass er einer ist. Von da an war mein Verdacht gebrochen, dass sie uns anlügen. (...) Das hat mir die Augen geöffnet.

Am Anfang des Seminars fühlte es sich an, als wüssten wir nicht, ob es eine Lösung oder ob es jemals Frieden geben wird. Und dann sprachen wir am Ende der letzten Woche plötzlich über tatsächliche Lösungen. Das war sehr hilfreich und hat mir Hoffnung gegeben, dass wir tatsächlich etwas tun können und es jemanden gibt, mit dem wir reden können. Denn das ist genau das, was wir in Israel immer hören: Es gibt keinen Partner auf der anderen Seite, und deshalb wird es niemals Frieden geben. Das sagt Bibi Netanyahu die ganze Zeit. Ich sehe hier, dass die Palästinenser normale Leute sind, die Frieden wollen, obwohl sie wütend sind. Und heute sagte einer der Palästinenser, dass sie mehr Möglichkeiten haben sollten, Wahlen durchzuführen und dass ihre Polizei mehr tun müsse, um Gewalt von ihrer Seite zu verhindern. Das war ein Durchbruch für mich, dass sie, nachdem wir Verantwort-

tung übernommen hatten, auch Verantwortung zeigten. Ich hatte das Gefühl, dass beide Seiten Verantwortung für den Konflikt übernehmen und das freute mich. (...)

F.L.: Was denkst du wird passieren, wenn du zurückgehst? Hast du Angst davor in die Realität zurückversetzt zu werden?

A.R.: Ja, sehr. Es ist in Israel sehr einfach, den Konflikt nicht zu sehen. Mein Leben ist normal und gut, und ich muss nach der Besetzung suchen, um sie zu sehen. Wir spüren sie nicht. Obwohl ich in Jerusalem lebe und es überall spürbar sein sollte, ist es sehr einfach, es nicht zu sehen.

Touristen kommen nach Israel und sagen „Oh, hier gibt so viele Waffen“ und mir fällt gar nicht mehr auf, dass die Soldaten mit Gewehren herumlaufen, es ist einfach normales Leben. Und du hast keine Angst davor, weil es die eigenen Soldaten sind, also ist es nur eine Waffe. Sie verkörpern Sicherheit. Wenn du in einen Bus einsteigst und Soldaten darin sind, dann bist du besonders in angespannten Zeiten erleichtert nach dem Motto „Gut, falls etwas passieren sollte, sind Soldaten da“.

Ich möchte mich jetzt engagieren. Einmal in der Woche, aber ich weiß nicht genau wie. Ich habe Angst davor zurückzugehen und von meinem Alltag vereinnahmt zu werden. (...)

Und dann ist da noch diese Geschichte mit meiner Mutter, die mich heute anrief. Vor dem Seminar hatte ich große Angst, ihr zu sagen, dass ich hierherkomme. Ich wollte nicht wieder die Enttäuschung



Beim israelischen Kulturabend gab es alles, was die israelische Küche zu bieten hat: Shakshuka, Schnitzel, Matzenknödelsuppe und verschiedene vegane Köstlichkeiten.



Teilnehmende diskutieren über politische und gesellschaftliche Diversität in der israelischen Gesellschaft.

der Familie und eine Verräterin sein. Aber als ich ihr am Telefon sagte, dass ich nach Deutschland fahre (ausgerechnet nach Deutschland, das ist schon eine Sache für sich in unserer Familie) und dann auch noch zu diesem Seminar, war das erste, was sie sagte: „Oh, das klingt fantastisch“. Das war eine Überraschung für mich. Und dann hat sie mich gestern angerufen und sagte, sie wollte, dass ich vor einer Gruppe ihrer Freundinnen einen Vortrag halte. Sie sind alle religiös, leben zwar nicht selbst in Siedlungen, unterstützen aber die Siedlerbewegung sehr. Sie gehören zum extrem rechten Flügel, alle ihre Söhne und Töchter leben in Siedlungen, und sie sind sehr politische Frauen. Und sie sagte: „Ich möchte, dass Du kommst und mit ihnen über das Seminar sprichst.“ Ich war schockiert. Ich habe zugesagt und es aber sehr schnell wieder bereut, weil es beängstigend ist. (...)

Aber die Tatsache, dass sie zuhören und davon erfahren wollen, gibt mir eine Menge Hoffnung. Denn vielleicht sind gerade diese Leute diejenigen, die Palästinenser treffen sollten. Ich wünschte, die Palästinenser aus unserer Gruppe könnten kommen. Ich weiß nicht, ob ich die palästinensische Sache selbst vertreten kann. Ich weiß nicht genug darüber und ich spreche nicht gern im Namen anderer. Aber es ist sehr schön, dass sie zuhören wollen. (...)

Interview mit Ahlam D. aus Nablus, Palästina

Achlam ist 20 Jahre alt und studiert Kommunikationswissenschaften an der An-Najah Universität in Nablus. Derzeit lebt sie bei ihrer Großmutter in einem Dorf nahe Nablus. Sie würde lieber bei ihrer Familie in einem kleinen Dorf in der Nähe von Qualqilia wohnen, aber die Fahrt zur Universität wäre auch wegen der vielen mobilen israelischen Checkpoints zu anstrengend. Während der Dialogeinheiten sprach sie viel über Verwandte und Freunde, die durch die israelische Armee getötet wurden, und sagte, die schwierigen Auswirkungen der Besatzung würden zur alltäglichen Routine und getötet zu werden zur Normalität. Das Interview führte Felix Litschauer.

Felix Litschauer: Was hat Dich motiviert, am Seminar teilzunehmen?

Achlam D.: Ich wusste, dass es in diesem Programm darum geht, mit den Israelis über unser jeweiliges Narrativ zu sprechen. Ich wollte reden. Ich hatte das Gefühl, es ist gut, darüber zu reden, was passiert. In Palästina sprechen wir nicht über die Situation, sie ist einfach normal für uns alle.

F.L.: Was meinst Du mit „darüber zu reden, was passiert“?

A.D.: Über die Auswirkungen der Besatzung, den Konflikt und unser tägliches Leben. Es ist so normal für Palästinenser, dass sie nicht einmal darüber reden. Und ich wollte auch die Sicht der anderen Seite hören, weil ich glaube, dass jede Geschichte zwei Seiten hat. Ich stehe für meine Sache ein und lasse mich nicht davon abhalten, weil ich weiß, dass ich Rechte habe. Das



Die Palästinenser zeigen das Gedicht „We teach life, Sir!“ der kanadisch-palästinensischen Poetin Rafeef Ziadah.

muss für beide Seiten gelten.

F.L.: Kannst Du uns noch etwas mehr über deine alltäglichen Erlebnisse mit der Besatzung und Dein Leben erzählen?

A.D.: Als ich ein Kind war, waren in meinem Dorf keine Kindergärten erlaubt – wir leben in Zone B. Nablus hingegen ist Zone A und durfte damals, während der zweiten Intifada, Bildungseinrichtungen haben. (...) Es gab Ausgangssperren, niemand durfte das Haus verlassen. Vor dem Jahr 2000, da war ich drei Jahre alt, haben mich meine Eltern in einen Kindergarten in Nablus geschickt. Einmal saß ich im Bus, und die israelische Armee blockierte die Straße. Da habe ich das erste Mal in meinem Leben Soldaten gesehen. Solche Sachen sind seither Alltag: Ausgangssperren, Hausdurchsuchungen, bei denen Sachen zerstört wurden, einer meiner Onkel wurde 2007 getötet, letztes Jahr wurde ein anderer Onkel verhaftet. Sie sind in sein Haus eingebrochen und haben Dinge gestohlen.

F.L.: War es jetzt während des Seminars das erste Mal, dass Du Israelis nicht als Soldaten getroffen hast?

A.D.: Das erste Mal habe ich Israelis getroffen, die keine Soldaten waren, als ich in der 10. Klasse war. Sie kamen als Teil der Organisation *Peace Now* und haben uns Kinder in Englisch unterrichtet. Ich war etwas weiter als die anderen und habe übersetzt, weil die Israelis kein Arabisch konnten. (...) Zuerst haben mich Leute gewarnt: „Sie sind Israelis, sei vorsichtig!“ Aber ich habe nichts Schlechtes mit ihnen erlebt. Und das war auch gar nicht so lange, nur ein oder zwei Monate. Es gibt eine Siedlung auf dem Hügel neben unserem Dorf. Ich habe sie an Orte gebracht, an denen die Siedler Olivenbäume verbrannt haben. Wäh-



Der Schlüssel – bis heute Symbol der palästinensischen Flüchtlinge, der für den Zugang zu ihren Häusern, die sie verlassen mussten, steht.

rend dieser Zeit habe ich verstanden, dass die Israelis keine Monster sind. Und das war auch eine Motivation, hierher zu kommen. Mehr Menschen wie sie zu treffen. (...)

F.L.: Die zwei Wochen sind jetzt fast rum. Waren die Workshops so, wie Du sie Dir vorgestellt hast? Und gab es etwas, was völlig neu für Dich war?

A.D.: Ich habe nicht erwartet, dass es mich so verletzt, die persönlichen Geschichten der anderen Seite zu hören, besonders an den ersten beiden Tagen. Ich bin wirklich stolz, dass wir zusammen durch diesen Prozess gegangen sind.

F.L.: Was war so schmerzvoll an ihren Geschichten?

A.D.: Als ich ihnen zugehört habe, hatte ich das Gefühl, ihre Geschichten sind nicht einmal ansatzweise vergleichbar mit denen der Palästinenser. Das war anfangs hart. Ich habe mich gefragt: „Was mache ich hier eigentlich?“ „Ich sollte das nicht tun“. Aber es gab einige wirklich tolle Leute, und wir haben auch die schwierigen Momente zusammen durchgestanden.

F.L.: Gab es eine bestimmte Situation, die das geändert hat und dich dazu gebracht hat zu denken „Vielleicht ist es wirklich gut hier zu sein, ich wünsche mich gerade nicht weg?“

A.D.: Ja, eigentlich als ich angefangen habe, mit den israelischen Frauen zu sprechen und wir alle erstmal gesagt haben: „*Ich dachte ihr seid soundso*“ Einfach die Tatsache, dass ich etwas bei ihnen verändern kann. Eine Israelin hat mir zum Beispiel gesagt, dass sie, wenn sie zurückkehrt und Freunde von ihr die Besatzung, die Armee oder etwas ähnliches erwähnen, nicht mehr einfach zuhören kann, wie sie es bisher getan hat. Ich war sehr stolz, dass ich diesen kleinen Schritt erreicht habe, auch wenn es nur eine Person betrifft. Ich glaube wirklich, dass wir dann viel verändern könnten, wenn mal angenommen, die Hälfte der Gruppe hier an Frieden glaubt und dies an nur eine weitere Person in ihrem Umfeld weitergibt, oder vielleicht die eigenen Kinder entsprechend großzieht.

F.L.: Du hast in einer der Dialogeinheiten erzählt, dass einige der palästinensischen Gruppe dich als *Normalisiererin* bezeichnet haben, wegen deines Verhaltens gegenüber einigen Israelis.

A.D.: In den Dialogeinheiten haben wir darüber gesprochen, wie unsere Familien darauf reagiert haben, dass wir hierherkommen. Für meine enge Familie war es OK. Sie vertrauen mir und finden es richtig, sich den Standpunkt der anderen anzuhören. Aber meinen Verwandten habe ich nicht wirklich davon erzählt, weil ich wusste, was dann passiert. Zum Beispiel: einige Tage, bevor ich hergekommen bin, hat mein Onkel im Internet ein Foto gepostet, auf dem eine palästinensische Frau war, die neben einer Israelin stand. Und da war eine Karte von Palästina und Israel und den beiden Fahnen zusammen. Er hat das Foto als Normalisierung verflucht. Gott sei Dank habe ich ihm nichts von meiner Teilnahme am Seminar erzählt.

An dem Tag, als wir nach Maastricht gefahren sind, habe ich mich verlaufen und zufällig eine Israelin getroffen. Während wir zurück zur Haltestelle gegangen sind, hat mich eine palästinensische Freundin gesehen. Sie kam zu uns und sagte etwas nach dem Motto: „Du Normalisiererin!“ Und ich habe gedacht: „Geht’s noch?“. Beim palästinensischen Kulturabend haben wir Dabke getanzt, und die Israelis haben mitgetanzt. Ich habe meine palästinensischen Freunde an der Seite sitzen sehen und gefragt: „Wollt ihr tanzen?“ Und sie haben geantwortet: „Ernsthaft? Du Normalisiererin!“ Ich habe gedacht: „Gibt es hier etwas, das ich nicht sehe?“ Ich war schockiert. Als die Israelis mich auf das Thema angesprochen haben, habe ich mich wirklich geschämt. Weil sie nett zu uns waren und wir sie nicht so behandeln sollten. Wir haben uns regelrecht zurückgezogen an dem Abend. Ich wehre mich gegen das Wort Normalisierung. Wenn wir Frieden schaffen sollen, wie können wir dann Gespräche und Treffen außen vor lassen? Es wird keinen Frieden geben, wenn wir nur über den Konflikt sprechen. Also habe ich mich am nächsten Morgen beim Frühstück zu den Israelis an den Tisch gesetzt.

F.L.: Es war also eine bewusste Entscheidung?

A.D.: Ja, ich habe entschieden, dass es mir egal sein wird, wie die anderen in meiner Gruppe reagieren.

F.L.: Was glaubst du also wird passieren, wenn Du zurück in die Realität kommst und wieder mit der Realität konfrontiert wirst?

A.D.: Ich werde die Besatzung definitiv nicht als weniger furchtbar wahrneh-

men. Aber das erste, was ich tun werde ist, mit den Jugendlichen, die Steine und andere Dinge werfen – was die Israelis hier Terrorismus nennen – zu reden. Bevor ich hierher gekommen bin habe ich das als etwas gesehen, was nur Helden tun. Aber nachdem ich ihre Sichtweise gehört habe, bin ich der Meinung, dass wir das beenden sollten. Und ich werde diese Überzeugung, dass das enden muss, teilen. Ich sehe das nicht mehr als großartig an. Es gibt viele andere Möglichkeiten, gegen die Besatzung aufzustehen, zum Beispiel als Aktivist. Es gibt viel effektivere Dinge als Steine zu werfen oder Selbstmordattentäter zu glorifizieren.

F.L.: Kennst Du Organisationen in Palästina, die gewaltfreien Widerstand leisten?

A.D.: Nein, ich habe noch von keiner gehört. Aber ich habe Interesse daran, nach solchen Organisationen zu suchen, wenn ich zurückkomme. Ich würde wirklich gerne mit ihnen arbeiten.



Teilnehmerinnen und Teilnehmer besichtigen in Bonn ein Stück der Berliner Mauer.

Dialoge über Grenzen hinweg

Voneinander lernen

*In diesem Jahr fuhren Vlasta Markovic und Semir Salihovic als Vertreter von Youth United in Peace (YU-Peace) zu den Seminaren in Walberberg. Sie saßen als Beobachter*innen in den Gruppen, die auf Englisch diskutierten und nahmen an den täglichen Treffen der Moderator*innen teil. Sie hielten einen Vortrag über den Krieg im ehemaligen Jugoslawien, über die Situation in den Ländern heute und berichteten über die Arbeit von YU-Peace.*

Ihre Erfahrungen während der Seminare stellen sie in Form eines Interviews dar. (Text: Vlasta Markovic und Semir Salihovic)

Wie habt Ihr Euch als Beobachter gefühlt? Normalerweise habt Ihr ja eine andere Rolle bei der Arbeit im Projekt.

Vlasta: Durch meine ehrenamtliche Arbeit beim Netzwerk von „Youth Uni-



Semir erklärt den Teilnehmenden aus Israel und Palästina an Hand einer Karte, wie die heutigen Staaten auf dem Balkan im Zuge des Konflikts entstanden sind.

ted in Peace“ und der jahrelangen Konfrontation mit dem Krieg im ehemaligen Jugoslawien war es für mich sehr schwer, mich nicht einzumischen. Wenn ich mich heute an das Leid und das Trauma der Menschen im ehemaligen Jugoslawien erinnere, empfinde ich das Gefühl von Machtlosigkeit als das Schlimmste im Laufe des Krieges. Das selbe Gefühl hatte ich, als ich die Frauen aus Israel und Palästina beobachtete, während sie ihre Geschichten erzählten. Ich war machtlos.

Was alles noch schlimmer machte: ich konnte den Frauen nicht einmal mit meinen Worten helfen. Natürlich verstand ich, dass sie bei ihren Diskussionen keine dritte Seite brauchen. Ich wollte Ihnen gar nicht sagen, dass alles gut wird, sondern ihnen nur ein bisschen das Gefühl geben, mit ihrem Konflikt nicht allein auf dieser Welt zu sein. Manchmal war ich nah daran, mich in die Diskussion einzumischen, etwas beizutragen, aber ich musste mich zügeln, um den Dialog nicht zu stören. (...)

Semir: Es war nicht leicht mitzuerleben, was geschah. Meine Aufgabe bei den Dialogen bestand darin, den Prozess zu beobachten. Als Außenstehender hatte ich die besten Voraussetzungen, beide Seiten zu verstehen. Es war eine große Herausforderung für meinen Verstand, den Konflikt und die Gefühle der Teilnehmer zu verstehen. Mal konnte ich die eine Seite, mal die andere besser verstehen.

Es war besonders schwierig, in jenen Momenten nichts zu sagen, wenn ich erkannte, dass die Gruppe bei ihrem Gespräch in einer Sackgasse gelandet war. Erst nach Ende der täglichen Sitzungen und den anschließenden Diskussion konnte ich mit den Teilnehmer*innen meiner Gruppe über den Tag sprechen. Gerade meine Rolle als Außenstehender, deren wirkliche Bedeutung ich erst nach Abschluss des Seminars erkannte, trug hierzu bei. Ich bin davon überzeugt, dass diese Rolle tatsächlich der einzige Weg ist, um aktiv und gleichzeitig unaufdringlich zu sein und das Seminar und seine Dynamik mit dem Blick von außen zu begleiten.

Würdet Ihr es wagen, nach diesem Seminar und den Geschichten, die Ihr gehört habt, Eure neuen Freunde zu besuchen?

Semir: In den ersten Tagen versuchte ich mir ein Bild zu machen, wie die

Menschen in Israel und Palästina leben, welche Gewohnheiten sie haben und wie sie aufwachsen. Die dortige Lebensweise war mir sympathisch, weil sie durch Familientraditionen und freundschaftliche Beziehungen geprägt ist. Das erweckte in mir den Wunsch, die lieben Menschen zu besuchen, mit denen ich einige wunderbare Tage verbracht hatte, und dieses historisch sehr interessante Stück Erde zu sehen und zu erleben. Ich war euphorisch, aber dann wurde mir bewusst, wie die Situation dort tatsächlich ist. Der Wunsch verschwand nicht, aber die Angst erwachte. (...) Ich fühlte mich unbehaglich, dort eventuell als Bedrohung angesehen zu werden, oder bei dem Gedanken, dass man mich einfach auf der Straße festhalten könnte, um mich zu befragen, wer ich bin oder wohin ich gehen wolle. (...) Ich glaube, dass sich eines Tages eine Gelegenheit ergibt, meine neuen Freunde zu besuchen. Im Moment habe ich einen ungeheuren Wunsch, Israel und Palästina zu besuchen, aber keine konkreten Reisepläne in diese Gebiete.

Vlasta: Am letzten Tag bekam ich von einer Palästinenserin ein traditionelles handgemachtes Armband geschenkt. Diese Geste erweckte in mir den Wunsch, diese Frauen wiederzusehen. (...) Nach all ihren Geschichten glau-



Interessiert verfolgen die Teilnehmerinnen Vlastas Präsentation über den Konflikt und das Projekt im ehemaligen Jugoslawien.

be ich, dass ich für einen Besuch zu ängstlich wäre. Alle sind bei mir zuhause herzlich willkommen, aber ich würde mich im Moment nicht trauen, mit meinem bosnischen Pass dahin zu reisen. (...)

Ihr habt den Film „Arna’s Children“ gesehen. Konntet Ihr zwischen den Kindern, die im ehemaligen Jugoslawien den Krieg erlebten, und den Kindern, die zurzeit in Palästina und Israel ähnliches durchmachen, Parallelen ziehen?

Semir: Krieg, Konflikt, Terrorismus (...) hindern schon Erwachsene, ein normales Leben zu führen, obwohl sie wissen, wie ein besseres Leben aussehen könnte. Sie sind ein noch größeres Hindernis für Kinder, die keine andere Lebensweise kennen. Ich stelle mir zwei Kinder im Vorschulalter vor,

eines aus Israel und das andere aus Palästina. So ähnlich sie auch sind, werden sie niemals die gleichen Sichtweisen auf Ihre Nachbarn, Mitbürger oder die Welt entwickeln. Ich verstehe, woher die gegenseitigen Vorurteile rühren, die von Generation zur Generation weitergegeben werden. Ich verstehe auch, dass Kinder, die in einer solchen Umgebung aufwachsen, nur die Möglichkeit haben, von den Älteren zu lernen, die sie schließlich auf den einen oder den anderen Lebensweg verweisen. Doch nach all den Geschichten der Teilnehmer bin ich überzeugt, dass es viele Menschen gibt, die zum Aufbau des Friedens in Israel und Palästina beitragen. Ich habe selbst die Folgen eines verheerenden Krieges erlebt. Ich weiß, dies ist nicht normal

„Arna’s Children“ (Arnas Kinder)

In dem Film sucht der israelisch-palästinensische Friedensaktivist Juliano Mer Khamis die Familien der Palästinenser im Flüchtlingslager von Jenin auf, die als Kinder in dem von seiner Mutter Arna Mer gegründeten Kindertheater mitgewirkt hatten. Ihre kindliche Spielfreude, aber auch ihre Kindheit unter der israelischen Besatzung wird in Rückblenden gezeigt. Einige starben in den Kämpfen während der Militärintervention in Jenin 2002. Ein Palästinenser, der die Gruppe als Kind vor allem durch seine Späße unterhalten hatte, verübte ein Attentat in Israel und wurde dabei selber getötet. Juliano Mer Khamis wurde 2011 von palästinensischen Extremisten vor dem von ihm neugegründeten Freedom Theater im Flüchtlingslager von Jenin erschossen.

und gesund. Arna ist ein Vorbild, das uns im Gegensatz zu Politikern, Soldaten oder Terroristen etwas lehren kann. Sie ist eine Verkörperung der Hoffnung und des Verlangens nach Frieden. Solche Vorbilder gab es auch während des Krieges im ehemaligen Jugoslawien, und viele Leute engagieren sich bis heute. Sie müssen unterstützt werden, weil jedes Kind, das heute unter normalen Bedingungen aufwächst, dazu beitragen kann, aus den Steinen der Mauer, die die Menschen voneinander trennt, das Fundament für einen dauerhaften Frieden zu bauen.

Vlasta: Es ist traurig, was der Krieg mit diesen Kindern anstellt. Sie könnten heute große Schauspieler sein, die auf den großen Bühnen und Leinwänden Erfolge feiern. Leider sehen wir sie in einem ganz anderen Kontext, der eine klare Nachricht sendet: Dieser Krieg und die Besatzung sollten nicht sein, und diesen Widerstand sollte es nicht geben müssen. Jugendliche aus dem ehemaligen Jugoslawien sprechen heute über den Krieg, den ihre Eltern überlebten oder in dem sie ihre Eltern verloren, damit er sich nie wieder wiederholt. Ich hoffe, das Israelis und Palästinenser so schnell wie möglich dahin gelangen, den Krieg als Teil der Vergangenheit aufzuarbeiten. Der Film hat mich emotional sehr berührt. Ich dachte an meine Freunde, deren Eltern im Krieg starben, an meine Familie, die im Krieg alles verlor, und an meinen Onkel, der bis heute jeden Tag mit einem posttraumatischen Belastungssyndrom kämpfen muss. Ich hoffe, dass wir etwas daraus gelernt haben, dass wir nie wieder einen Krieg zulassen werden und dass meine Freunde in Israel und Palästina wenigstens den relativen Frieden bekommen, den wir im ehemaligen Jugoslawien jetzt haben.

Was hatte für Euch die größte Bedeutung in diesem Seminar? Werdet Ihr einige gute Ideen aus diesem Seminar in Eure Aktivitäten im Netzwerk von YU Peace nutzen können?

Semir: Auf den ersten Blick sind die Abläufe auf diesem Seminar und unseren Aktivitäten sehr ähnlich, doch es gibt einige Unterschiede. Wir haben einen klaren Plan und Ziele, die wir erreichen wollen. Im Laufe des Seminars hatte ich den Eindruck, dass hier alles viel flexibler und offener für Veränderungen war. (...) Durch einen Ansatz, der manchmal chaotisch und unorganisiert wirkte, fühlten sich die Teilnehmer nicht gestresst. Ich beobachtete die

Arbeit der Gruppe, die in Englisch miteinander diskutierte. Die Leiter dieser Gruppe begeisterten mich mit ihrer Unparteilichkeit und ihrem guten Allgemeinwissen. Sie sind ja genauso Betroffene wie die Teilnehmer und bewahren trotzdem einen kühlen Kopf. Das war fantastisch. Ich habe viel Kraft, Willen und Mut an einem Ort gesehen. Das werde ich vor allem versuchen, in unser Projekt und unser Netzwerk zu übersetzen.

Vlasta: Ich leite bei unseren Seminaren immer den Workshop über die Definition von Identität: von der nationalen Identität bis zu einigen „einfacheren“ Identitäten. Dieses Thema ist mir persönlich sehr wichtig. Sehr gut gefiel mir die Übung mit den Identitätsarmbändern, die ich sicher übernehmen werde. (Dabei gestalteten die Teilnehmerinnen Armbänder aus bunten Perlen, deren Farben für bestimmte Dinge wie Religion, Tradition, Familie, stehen und die sie so individuell gewichten können.) Das Beste bei dieser Übung war, dass jede sehen konnte, wie wichtig ihr die verschiedenen Identitäten wirklich waren. (...) Neben diesen Dingen werde ich ganz viel Geduld und Liebe mitnehmen, aber ich hoffe, dass ich auch ein bisschen von der Emotionalität des Balkan in die Gruppe einbringen konnte.



Vlasta Markovic (rechts) und Semir Salihovic (Mitte) während eines Reflexionsworkshops in Tuzla



Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Serbien

Begegnungen im ehemaligen Jugoslawien

(Text: Brigitte Klaß) Im ehemaligen Jugoslawien trafen sich im Sommer 2017 in Basko Polje an der kroatischen Adria 120 Jugendliche aus Sombor in Serbien, Tuzla, Gornji Vakuf/Uskoplje, Srebrenica und Jaice in Bosnien-Herzegowina und Vukovar in Kroatien. Beim Camp in Srebrenica berieten 70 Teilnehmer, die in diesen Städten bereits länger aktiv sind, über die weitere Arbeit von YU-Peace. Das Jugendnetzwerk berichtet mittlerweile auch auf einer eigenen Website über seine Arbeit (www.yupeace.org), um den Kontakt zu weiteren Interessierten, auch in anderen Städten, zu ermöglichen. In Tuzla kamen 40 Ehemalige zusammen, deren Teilnahme bereits etwas länger zurückliegt und die inzwischen in anderen Städten wohnen, aber den Kontakt zu YU-Peace halten möchten. Zusätzlich gab es Wochenendbesuche mit jeweils 50 Teilnehmer*innen in Gornji Vakuf-Uskoplje und Sombor. Für diese Broschüre schickten uns Mitarbeiter*innen und Teilnehmer*innen mehrere Texte zur politischen und wirtschaftlichen Situation ihrer Länder. In



Serbien beteiligten sich zahlreiche Mitglieder von YU-Peace an Massenprotesten gegen Unregelmäßigkeiten im Wahlkampf und der Wahl des Präsidenten im April 2017. Über diese Proteste wurde hier in den Medien kaum berichtet, und die europäischen Regierungen äußerten sich nicht öffentlich dazu, sondern gratulierten Alexander Vucic zu seinem Wahlsieg. Die Protestierenden fühlen sich von der EU und den Repräsentanten ihrer Mitgliedstaaten im Stich gelassen, oft ohnmächtig und wütend zugleich.

Die Urteile des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag gegen Ratko Mladic (bosnischer Serbe) und Slobodan Praljac (bosnischer Kroat) und der Selbstmord von Praljac im Gerichtssaal, führten in Serbien, Kroatien und Bosnien zu Spannungen und hitzigen Diskussionen. Die verurteilten Kriegsverbrecher wurden in ihren Volksgruppen teilweise als Helden gefeiert und zu Opfern falscher Anschuldigungen und ungerechter Urteile erklärt. Auch ein früher sehr aktiver Teilnehmer trat mit einem T-Shirt, welches das Konterfei von einem der Kriegsverbrecher zeigte, bei Facebook auf. Die gegenwärtige Stimmung in dieser Region erleichtert die Situation für Friedensstifter nicht.

Die schlechte wirtschaftliche und politische Lage, die geprägt ist durch natio-

nationalistische Parteien, und das Gefühl, daran nichts ändern zu können, beherrschen das Leben der Bevölkerung. Für viele Menschen erscheint nur die Auswanderung als vernünftige Perspektive.

In diesem Jahr begleitete ich erstmals die Gruppe aus Sombor nach den gemeinsamen zwei Wochen in Basko Polje nach Serbien. Dort sind überall die Auswirkungen der desaströsen Entwicklung für die Region zu spüren. Ganze Häuserzeilen stehen leer, in Schulen und Kindergärten werden Klassen und Gruppen wegen sinkender Kinderzahlen geschlossen. Auch das länderübergreifende Netzwerk YU-Peace ist davon betroffen, denn viele unserer aktivsten jungen Leute gehen nach dem Studium ins Ausland. Für die, die bleiben, bedeutet die Arbeit bei YU-Peace und der praktische Einsatz für Frieden, die gegenseitige Verständigung und gemeinsame Abwehr nationalistischer Feindbilder, ein Stück Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Für alle ist es bestärkend zu sehen, dass die Gruppe der Aktiven stetig größer wird und „die Neuen“ die gemeinsamen Ziele teilen.



*Im Oktober trafen sich Teilnehmer*innen der Begegnung in Basko Polje bei einem Wochenendbesuch in Gornji Vakuf-Uskoplje in Bosnien-Herzegowina. Bei diesen Besuchen übernachten die Jugendlichen in Gastfamilien – für viele Familien ist dies das erste Mal seit dem Krieg, dass sie die „die Anderen“ beherbergen.*



Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei einem Reflexionswochenende in Tuzla

Dank an alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Wir danken allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für ihre kontinuierliche Arbeit für YU-Peace, für die Planung und Durchführung der Begegnung in Basko Polje, des Camps in Sebreonica und eines Erwachsenen-Treffens in Tuzla, der Wochenendbesuche und aller anderen Aktivitäten.

Koordination: Alma Dzinic-Trutovic, Brigitte Klaß

Die Betreuung der Gruppen übernehmen:

Dijana Lazic Antunovic, Azra Basic, Jasmina Boric, Tarik Calkic, Jovan Ceruvija, Ljubisa Cirkovic, Valerija Forgic, Sasa Forgic, Adnan Gavranovic, Nikolina Gagic, Valentina Gagic Lazic, Mirna Hodzic, Jelena Jankovic, Aleksandar Kojic, Andrej Lazic, Dejana Macura, Fedora Mari, Tajana Markovic, Vlasta Markovic, Stana Medic, Bojan Mijahtovic, Sena Mujcinovic, Milos Radanovic, Semir Salihovic, Dario Sarcevic, Vedrana Simic, Jelena Stulic, Tijana Topic, Indira Valjevac, Bozica Vasic, Dinka Vehbic, Vanja Vulin, Avdo Zec, Tahir Zustra.

Unser besonderer Dank gilt Valentina Gagic Lazic, die die Finanzierung des Camps in Sebreonica durch einen externen Sponsor möglich machte, und Tahir Zustra, der die Einrichtung der eigenen Website von YU-Peace organisierte.

Wir danken Jurica Glavina und den Mitarbeiter*innen des Hotels Alim in Basko Polje, in dem leider zum letzten Mal die Begegnungen im Sommer unter perfekten Bedingungen für unsere Gruppe stattfinden konnten.

Zur politischen Situation in Serbien

Ein Land im Dunklen

Im April 2017 fanden in vielen Städten Serbiens Proteste gegen die Wiederwahl von Präsident Alexander Vucic statt. Die Demonstranten warfen der Regierung Unregelmäßigkeiten bei der Wahl vor. Ivana A. ist Rechtswissenschaftlerin und engagiert sich bei YU-Peace. Sie schildert ihre Eindrücke.

(Text: Ivana A.) Der gesamte Zyklus der „Proteste gegen die Diktatur“ in Serbien war ein Ergebnis der irregulären Präsidentschaftswahl am 2. April 2017. Sie richteten sich gegen die Manipulation der Medien und den Missbrauch öffentlicher Mittel im Wahlkampf durch die Regierungspartei, Unregelmäßigkeiten in verschiedenen Wahllokalen und die mangelnde Transparenz des Wahlprozesses und der Auszählung der Stimmen. Die Kommission, die



Eine DemonstrantIn in Sombor macht ihrem Unmut über die Wiederwahl von Präsident Vucic Luft, indem sie eine regierungstreue Zeitung verbrennt.

die Wahl überwachen sollte, bestand aus Mitgliedern der Regierungspartei. Ein Grund für die landesweiten Proteste der Bürger war die schlechte soziale Lage der Bevölkerung. Jobs im öffentlichen Dienst oder in sozialen Einrichtungen waren in den letzten Jahren nur für Mitglieder oder Unterstützer der Regierungspartei zugänglich. Die Besetzung wichtiger Posten im Staatsapparat durch unfähige Parteigänger hatte katastrophale Konsequenzen für die Ökonomie des Landes. Der Versuch des Präsidenten, sein autokratisches Regime als Demokratie zu verkaufen, vereinigte ältere Bürger und die Jugend im Protest gegen die Diktatur.

Die Demonstrationen begannen in Belgrad und Novi Sad und weiteten sich auf Nis, Zrenjanin, Leskovac, Lazarevac, Sombor, Kragujevac, Pozarevac, Uzice, Sabac, Kraljevo, Smederevo, Subotic, Bor und Cacak aus. Zehntausende zogen vor die Fernsehstationen und Zeitungsredaktionen und forderten die Medien auf, frei und unparteiisch über die Aktionen im Land zu berichten. In Novi Sad ließ die Stadtverwaltung die Straßenbeleuchtung abschalten, um die Demonstranten zu stoppen – ohne Erfolg. In einem Land, in dem wir von den Medien im Dunklen gehalten werden, sind wir daran gewöhnt, auch ohne Licht auszukommen. Die zweistündige Demonstration endete mit einer Kundgebung vor dem Regierungsgebäude. Die Demonstranten riefen ihre Forderungen und wurden von der Bevölkerung unterstützt, die ihnen aus den Fenstern applaudierte.

In den ersten Tagen berichteten die Medien überhaupt nicht über die Proteste, danach folgten sie den Anweisungen der Regierung und machten aus dem friedlichen Protest gewalttätige Aufmärsche, verschwiegen aber die hohe Beteiligung an der Aktion. Das Innenministerium organisierte Petitionen gegen die Studenten. In kleineren Städten wurden die Demonstranten auseinandergetrieben, und einige verloren ihre Jobs bei staatlichen Stellen, die Serie staatlicher Repressionen setzt sich fort.

Aber die Proteste haben deutlich gemacht, wie groß das Misstrauen gegenüber den staatlichen Stellen und den Medien geworden ist. Sich dem autoritären Regime zu unterwerfen, würde den Niedergang unseres Volkes besiegeln.

Zur politischen Situation in Serbien

Serbien heute



Valerija Forgić

Valerija Forgić ist langjährige Mitarbeiterin des Projekts, begleitet und betreut die Gruppen aus der serbischen Stadt Sombor und gestaltet das Programm konzeptionell mit. Sie arbeitet als Lehrerin und bietet auch an ihrer Schule regelmäßig Workshops zu menschenrechtlichen Themen an. Sie berichtet hier über die momentane Situation in Serbien und das Lebensgefühl zwischen Frust und Hoffnung auf Veränderung. (Text: Valerija Forgić)

Serbien heute ... Nach der Präsidentschaftswahl im April gehen zwei Wochen lang jeden Abend zehntausende Menschen in allen wichtigen Städten Serbiens auf die Straße, um gegen die zahlreichen Unregelmäßigkeiten im Wahlkampf und am Wahltag selbst zu protestieren. Teilnehmer dieser Proteste werden dafür wegen einer Ordnungswidrigkeit angeklagt.

Serbien heute ... Die Medien berichten über chaotische Zustände im Lager der Opposition, über die Unfähigkeit, die Betrügereien und die Feigheit all jener politischen Kräfte, die nicht die regierende SPP, die Progressive Partei Serbiens unterstützen. Gleichzeitig erklären Zehntausende bei Facebook: „Ratko Mladic ist ein Held, kein Kriegsverbrecher.“

Serbien heute ... Die Mehrheit der Serben lebt vom Mindestlohn, umgerechnet 200 Euro. Einige wenige verdienen 300 Euro, während Politiker und jene Unternehmer, die die Mächtigen unterstützen, mehrere Tausend Euro im Monat einstecken. Wer kann, bemüht sich um eine doppelte Staatsbürgerschaft, einen fremden Pass, einen Job für eine Zeit im Ausland, bevor er

endgültig auswandert. Häuser, Straßen und ganze Dörfer verfallen, weil niemand mehr dort lebt.

Serbien heute ... Der Verteidigungsminister, der selbst nie in der Armee gedient hat, schlägt ein Gesetz vor, nach dem alle Einwohner unter 55 Jahren an Militärübungen teilnehmen müssen. Ein Minister ohne Amtsbereich besitzt Off-Shore Firmen im Wert von 100 Millionen Dollar. Der Bruder Präsident Vucics behauptet, nachdem ein Skandal in seiner Firma aufgedeckt wurde, er hätte seinen Pass verloren und jemand anders hätte damit diese Firma gegründet.

Serbien heute ... Präsident Vucics „größtes strategisches Projekt des Landes“ ist die „Belgrad Waterfront“ ein neuer Stadtteil mit Einkaufszentren, Kinos, Büros und einem gigantischen Hochhaus, finanziert vom Staat und arabischen Geldgebern. Auf einem Teil des Gebietes stehen Wohnhäuser, Restaurants, kleine Läden und Betriebe, die nicht enteignet werden dürfen.



Im April 2017 gingen über Wochen hinweg mehrere zehntausend Menschen in Serbien auf die Straße, um gegen die Wiederwahl Präsident Vucics zu demonstrieren.

Am 25. April 2016, in der Nacht der Präsidentschaftswahl, dringen 30 mas-kierte Männer in das Gebiet ein und reißen diese Gebäude mit einem Bull- dozer nieder. Die gerufene Polizei erklärt, sie sei zurzeit nicht für dieses Ge- biet zuständig und unternimmt nichts.

Serbien heute ... Eine lesbische, pro-europäische Ministerpräsidentin dient als Aushängeschild, um Europa zu zeigen, wie fortschrittlich und liberal das Land sei. Dabei gibt es nur sehr wenige Frauen in wichtigen Positionen, sie werden schlechter bezahlt und sind eher arbeitslos. Schwangere Frauen werden gefeuert, ohne dass dies Konsequenzen für ihre Arbeitgeber hat. Ehemänner und Väter greifen Frauen und Kinder in Frauenhäusern oder So- zialstationen an. Schwule und lesbische Paare trauen sich nicht, in der Öffentlichkeit Händchen zu halten oder sich zu küssen.

Serbien heute ... Nach der Verurteilung Ratko Mladics tragen einige mutige Menschen ein Transparent mit der Aufschrift „Nicht mein Held“ durch die Straßen. Noch immer fragen Leute: „Wer hat die Ermordung von Premiermi- nister Dindic angeordnet?“ „Wer hat die Millionen der Privatisierungen ein- gesteckt“.

Serbien heute ... Theaterdirektoren, Mitarbeiter und Schauspieler riskieren ihre Stellung, ihren Ruf und ihre Karriere, um ihr Recht auf Gedankenfreiheit und freie Meinungsäußerung, ihr Recht auf Widerstand zu verteidigen.

Serbien heute ... Einige Wenige treten weiterhin für Frauenrechte und Kin- derrechte ein, für die Rechte von Homosexuellen, Arbeitern, Minderheiten, die Rechte der Armen und Unterdrückten. Einige Wenige lehren Verständnis und Respekt, ehren alle Opfer des Krieges und fordern die Anklage und Ver- urteilung aller Verbrecher.

Serbien heute ... Die Menschen hoffen auf eine bessere Zukunft.

Zur politischen Situation in Serbien

Sombor schweigt nicht



Jelena Štulić

(Text: Jelena Štulić) Sombor, unsere Stadt, ist leider keine Ausnahme. Was hier geschieht, passiert so im ganzen Land. Sombor scheint wie ein Floß zu treiben auf dem Toten Meer – zu dem unser Land wurde, angeführt von Präsident Alexander Vucic, dem „Großen Boss“.

Die politischen Parteien spielen eine Schlüsselrolle in unserem Leben: Sie entscheiden darüber, ob und wo wir Arbeit bekommen. Sie bestimmen, wie wir uns gegenüber unseren Vorgesetzten verhalten, und wenn uns jemand fragt, wer uns geschickt hat, sind sie unsere beste Empfehlung. Allerdings nur, wenn wir auch Parteimitglieder und in dieser Rolle ausreichend unterwürfig sind. Es macht keinen Unterschied, welche Partei gerade an der Macht ist und welche politische Richtung sie vertritt, alle funktionieren nach demselben Prinzip.

Die jetzt regierende SPP, die Progressive Partei Serbiens, treibt die Dinge auf die Spitze. Menschen, die Arbeit suchen, sitzen zuhause, während die Arbeitsplätze mit Mitgliedern der Regierungspartei besetzt sind. Selbst wenn Parteimitglieder Experten in ihrem Metier sind, müssen sie sich erniedrigen und Vertrauen in die Projekte des *Großen Bosses* vortäuschen, auch wenn diese Projekte völlig unglaubwürdig sind. Ob sie es wollen oder nicht, sie müssen auf den Straßen Sandwichs verteilen, um Leute für Parteiveranstaltungen zu gewinnen, oder ihre Stimmen zu kaufen. Die meisten von ihnen sind keine Fachkräfte, viele haben auch keinerlei Motivation für ihre wichtigen Ämter (was die Misswirtschaft der öffentlichen Institutionen beweist). Alles was von ihnen verlangt wird, ist das richtige Parteibuch und ein feiger Charakter. Sie haben jemandem die Stiefel geleckt und so arbeiten sie auch. Jeden Tag müssen wir Ungerechtigkeiten herunter schlucken. Unsere Obe-



Jelena Stulic (2.v.r.) bei Protesten gegen die Regierungswahlen in Sombor

ren sagen uns, dies sei notwendig für unsere Zukunft und die Mitgliedschaft in der EU und dem IWF.

Eltern müssen ihre Kinder verlassen und im Ausland arbeiten, weil sie zuhause keine Arbeit finden. Junge Leute haben keine Hoffnung. Die Bürger dieses Landes sehen hier keine Zukunft mehr für sich, weil sie Dinge vermissen, die in anderen Ländern selbstverständlich sind. Und dies hinterlässt einen bitteren Geschmack bei uns allen Das Gefühl, weggehen zu müssen, um zu überleben, die Familie und Freunde zu verlassen – das ist unsere größte Angst und gleichzeitig unsere einzige Hoffnung.

Der Präsident beleidigt die Bevölkerung mit Aussagen wie dieser: „Die Leute sind einfach faul“ oder „Wir müssen alle arbeiten“. Wahr genug, nur: Wo sollen wir arbeiten?

Es ist nicht in Ordnung, dass eine Person über den ganzen Staat bestimmt, über jede Stadt und jedes Dorf. Dass eine Gruppe von Leuten mit Hilfe der Parteien über unsere Zukunft entscheidet. Dass diese Parteien, die so oft von Demokratie und Menschenrechten sprechen, dass diese Begriffe aus ihrem Mund nur noch als Beleidigung für die Intelligenz des Volkes verstanden werden.

Unser Problem ist nicht die Person von Präsident Vucic, sondern das Parteiensystem, auf das er sich stützt: ein System aus Beziehungen und Abhängig-

keiten. Dieses System hat dazu geführt, dass nicht die Bevölkerung Serbiens ihn gewählt hat, sondern Mitglieder seiner Partei und verängstigte Menschen, die darauf hofften, dass die Partei ihnen einen Job gibt oder ihre Rente bewilligt. Alles Dinge, auf die sie auch so einen Anspruch haben sollten.

Man darf unsere Mitbürger nicht verurteilen, wenn sie verzweifelt genug sind, Mitglieder der SPP zu werden, um ihren Lebensunterhalt zu sichern. Schuld ist ein System, das es schon in der Vergangenheit gab, und das Vucic jetzt zur Perfektion gebracht hat. Die Partei bedeutet die Existenz: Arbeit, Brot und Butter und die Möglichkeit, Rechnungen zu bezahlen.

Die echte Revolution besteht darin, dieses System abzuschaffen.

Jede Opposition muss in Zukunft verbindlich erklären: Keine Partei und kein „Großer Boss“ darf wichtiger sein, als das entscheidende Potential dieses Landes: die Menschen, die hier arbeiten oder Arbeit suchen. Alle künftigen Kandidaten müssen deutlich machen, dass keine Partei, keine Funktionärsversammlung wichtiger ist als Serbien, das heißt: die Bewohner Serbiens, nicht die serbische Fahne. In Zukunft muss die Vergabe von Ämtern und Posten transparent sein und nach fachlichen Kriterien erfolgen. Amtsinhaber müssen auf ihre Qualifikationen überprüft werden.

Nur so können wir ein neues Kapitel in der Geschichte unseres Landes aufschlagen.



*Jelena Stulic (4.v.r) zusammen mit weiteren Mitarbeiter*innen bei der Begegnung in Basko Polje*

Basko Polje, Kroatien

Gute Menschen in schlimmen Zeiten

(Text: *Brigitte Kläß*) Während des Jugoslawien-Krieges ging die Ärztin Svetlana Broz in die Kriegsgebiete in Bosnien-Herzegowina, um Verwundete und Kranke aller Seiten zu behandeln. Dabei erzählten ihr Patienten immer wieder, wie Menschen der anderen Seite, angebliche Feinde, sie gerettet hatten. Als Enkelin von Tito war Svetlana Broz für ihre Patienten ein Symbol für die Zeit des friedlichen Zusammenlebens, ihr konnten und wollten sie diese Erlebnisse erzählen. Als Svetlana Broz erkannte, wie wichtig das für die Patienten war, tauschte sie das Stethoskop gegen ein Mikrofon und begann, in Bosnien-Herzegowina Zeugnisse für die Solidarität und Menschlichkeit über ethnische Grenzen hinweg zu sammeln. Kurz vor Abschluss ihres Buches wurden bei einem Einbruch in ihr Haus die Bänder mit den Interviews und ihre schriftlichen Aufzeichnungen gestohlen. Also fuhr sie noch einmal 6000 km durch Bosnien-Herzegowina und sammelte neue Zeugnisse, die sie in ihrem Buch „Good People In An Evil Time“ veröffentlichte. Sechs Schauspieler, drei Männer und drei Frauen, verarbeiteten einige der Zeug-



*„Gute Menschen in schlimmen Zeiten“ – Die Schauspieler in der Mitte der Teilnehmer*innen.*

nisse zu einem Theaterstück, das sie in verschiedenen Städten in Bosnien-Herzegowina aufführten. Sie hörten von unserem Projekt und reisten nach Basko Polje, um uns eine Vorstellung zu schenken. Ihr Stück war der Abschluss einer Reihe von Workshops über den Krieg und wurde für die Jugendlichen zu einem unvergesslichen Abend. Die Schauspieler hatten die Sitzplätze um einen freien Platz in der Mitte gruppiert, sie saßen unter den Jugendlichen, nur die, die gerade spielten, traten in die Mitte. Ich konzentrierte mich auf die Gesichter der Jugendlichen, sah die Angst und Anspannung in ihren Augen, und die Erleichterung am Ende der Erzählungen. Vielen standen Tränen in den Augen und nach der Vorstellung lagen sie sich in den Armen. Alle wollten den SchauspielerInnen danken, die geduldig für Selfies posierten. Auch sie waren dankbar.

„Das war unser bestes Publikum“, versicherte uns die Schauspielerin Aida Bukva nach der Vorstellung. Wir hatten vorher bereits die Möglichkeit, mit ihr zu sprechen:

Wie haben Sie von unserem Projekt erfahren haben und wie kamen Sie auf die Idee, uns diesen Theaterabend zu schenken?

Aida Bukva: Von den Projekt haben wir durch Mund-zu-Mund Propaganda gehört. Almas Dzinic-Trutovics Freunde hatten das Stück in Tuzla gesehen, als wir auf einer Tour durch alle größeren Städte Bosniens waren. Wir sind alle professionelle Schauspieler, eine Kollegin ist bereits in Rente, und wir treten normalerweise im Fernsehen und im Theater auf. Dieses Stück ist ein Projekt, das ebenfalls von einer NGO initiiert wurde, die von der Autorin des Stückes geleitet wird. Svetlana Broz ist Ärztin und besuchte während des Krieges die Flüchtlingscamps und Krankenhäuser. Sie befragte Menschen, die im Krieg gelitten hatten, und sammelte authentische Geschichten von Menschen aller Altersgruppen und aller sozialen Schichten. Wir spielen diese Geschichten als Dokumentations-Theater, wir geben nicht vor, die interviewten Personen darzustellen. Wir sind wie jedermann, sitzen im Publikum, nicht auf einer Bühne. Wir sind alle gleich, jeder kann diese Geschichten miterleben, durch Mitgefühl und menschliche Freundlichkeit. Es sind alles positive Geschichten: Kroaten helfen Muslimen, Muslime helfen Serben oder Orthodoxen. Sie stecken alle in derselben Scheiße und helfen sich

gegenseitig. Es sind großartige Geschichten, gerade weil die Politiker immer wieder von den „Anderen“ reden, uns sagen, wir sollten Angst vor den „Anderen“ haben. Wir wissen nichts über sie, aber wir sollen Angst vor den Unterschieden haben. Dagegen erzählt unser Stück einfach Geschichten von Menschen. Es dauert nur 60 Minuten, weil es wirklich ernste, tiefe Geschichten sind, die die Menschen stark berühren.

Frage: Was war für Sie dabei persönlich die größte Herausforderung?

A. B.: Eigentlich war alles eine Herausforderung. Ich hatte noch nie in einem Dokumentations-Theater gespielt. Mit den anderen Schauspielern zu arbeiten und zu sehen, wie sie es machen, war toll. Gerade die erfahreneren Kolleginnen sind großartig, sie stellen wirklich Charaktere dar, sie weinen und sind stark bewegt. Die größte Herausforderung bestand darin, zurück in die

Eine Geschichte aus dem Stück

Eine Frau erzählt, wie ihre ganze Familie versuchte, aus ihrer von feindlichen Truppen besetzten Gegend in ein Gebiet zu fliehen, wo ihre Leute herrschten. Sie hatten sich Identitätskarten mit falschen Namen besorgt und zwei Wochen lang die Namen und Straßennamen in ihrer angeblichen Heimat gepaukt, bevor sie sich auf den Weg machten. Im Bus hatten sie sich verteilt gesetzt, um nicht als eine große Gruppe Verdacht zu erregen. Die Erzählerin saß in der Nähe der Großmutter und beobachtete am Kontrollpunkt, wie ein Soldat vorne im Bus die Identitätskarten ihrer Verwandten kontrollierte und akzeptierte. Auch der Soldat, der hinten kontrollierte, hatte keine Beanstandungen. Aber dann zeigte die Großmutter ihre echte Identitätskarte vor. Der Erzählerin gingen tausend Dinge durch den Kopf: Was sollte sie tun, wenn die Großmutter aus dem Bus gezerrt wurde? Wie würden die anderen Familienmitglieder reagieren? Flog damit die ganze Familie auf? Da beugte sich der Soldat herunter und sagte leise zur Großmutter: „Madam, sie müssen mir die andere Karte zeigen.“ Zitternd holte die alte Frau die falsche Karte aus der Tasche, der Mann nickte und rief seinem Kollegen zu, dass hinten alles in Ordnung wäre. Beide stiegen aus, der Bus konnte den Kontrollpunkt passieren.



*Gebannt lauschten die Teilnehmer*innen den Geschichten über Menschen, die Courage zeigten, und für die Nationalität keine Rolle spielte.*

Geschichte zu gehen. Das war das Härteste, wirklich zurück zu gehen. Ich war sechs Jahre alt, als der Krieg begann und zehn, als er zu Ende war. Auf eine Art habe ich ihn erlebt, aber auch nicht erlebt. Ich war ein Kind. Mir wurden die Geschichten über die schlimmsten Dinge erspart, über die Vergewaltigungen. Jetzt reden wir darüber, und ich muss zurück- und noch tiefer hineingehen, selbst wenn ich lieber so weiterleben und es vergessen würde. Aber ich bin Schauspielerin, und wenn wir die Gesellschaft widerspiegeln wollen, bedeutet das auch, dass wir an uns selbst arbeiten müssen. Besonders an den Dingen, an denen wir nicht arbeiten wollen.

Frage: Was war Ihre Motivation, in diesem Stück mitzuspielen?

A.B.: Es war mir immer wichtig, nicht in Kategorien wie Namen und Nachnamen zu denken. Diese Kategorien sind hier sehr wichtig, weil sie uns spalten. Wir lebten einmal im selben Land, jetzt geht es um Religionen, soziale Klassen und darum, was jeder besitzt. Mir ging es immer um Shakespeare, um Gedichte, ich kümmerte mich nicht um diese anderen Dinge. Und weil niemand sich darum kümmerte, passierte alles. Es passierte, weil Menschen Geld haben wollten, und Macht. Deshalb müssen wir über uns reden, über die normalen Menschen. Denn es sind immer wir, die am Ende sterben und die umgebracht werden. Wir kämpfen gegeneinander, weil wir von Leuten



*Die SchauspielerInnen machen Fotos mit Mitarbeiter*innen und Teilnehmer*innen.*

geführt werden, die ganz verschiedene Interessen vertreten. Es ist immer wichtig, zu sagen: All we need is love, wie Monty Python, diese Art von Gesprächen, das wird immer aktuell sein.

Denken Sie, es wäre möglich gewesen, dieses Stück 10 oder 15 Jahre früher aufzuführen, oder ist es jetzt die richtige Zeit und die richtige Generation?

A. B.: Jetzt ist die richtige Zeit, vor zehn Jahren wäre es zu früh gewesen. Der Krieg ist jetzt seit über 20 Jahren vorbei und das Leben ist weitergegangen. Die Leute haben feste Jobs, Wohnungen, die Kinder sind älter. Jetzt können sie zurückblicken und nachdenken. Nach dem Krieg war alles hektisch, Leute mussten Arbeit finden, die Schule beenden, waren krank. Wir alle waren traumatisiert. Jetzt nach 25 Jahren, eine Generation später, haben sich die Menschen im Leben eingerichtet. Wir haben unsere Kämpfe eingestellt, aber wir sehen ähnliche Konflikte anderswo.

Frage: Wie waren die Reaktionen des Publikums auf Ihr Stück?

Ich denke, sie haben uns gehört. Es gefiel ihnen vielleicht nicht, aber sie haben uns verstanden. Ganz tief in uns sitzen immer noch diese Stammesgefühle: wir gehören zur selben Religion, zur selben Gruppe. Das ist wie eine geheime Bruderschaft. Wir geben nur vor, Kosmopoliten zu sein, unterschiedliche Kulturen zu mögen. Aber es gibt keine Heiraten zwischen den Volksgruppen, keine Liebesbeziehungen. Im Kommunismus, als die Religionen verboten waren, gab es diese Ehen. Es war eine neue Kultur, wie eine

dritte Entität.

Brigitte Klaß: Unsere Teilnehmer*innen erzählen, es gäbe jetzt gemischte Liebespaare, aber wenn es ans Heiraten geht, bleiben alle in ihrer Volksgruppe, damit die Kinder wissen, wohin sie gehören. Einige Teilnehmer kommen aus gemischten Familien. Sie haben große Probleme mit ihrer Identität, weil beide Seiten der Familie an ihnen ziehen und zerren. Sie haben das Gefühl, immer dazwischen zu stehen. Deshalb werden sie heute ein sehr dankbares Publikum haben, denn unsere Teilnehmer*innen kommen ja gerade her, um Gräben zu überwinden.

A. B.: Wir freuen uns auch. Ich hatte vorher nichts von diesem Projekt gehört, über das Konzept, junge Leute aus verschiedenen Kulturen zusammenzubringen. Beim Mittagessen sprachen wir mit einigen von ihnen. Ich sagte ihnen: Lasst eure Finger von den Waffen. Es ist wie eine der Geschichten aus dem Stück. Wir alle geben uns jetzt sehr zivilisiert, aber wenn einer eine Bombe zwischen uns schmeißt, werden wir das verteidigen, was wir früher waren. Wir vergessen, dass wir alle gleich sind, dass wir das gleiche Einkommen haben und dieselben Probleme.



*Wie alle Teilnehmer*innen des Projekts, bekommen auch die Schauspieler*innen eine Tasche des Projekts mit blauer Friedenstaube.*

Youth United in Peace

Das “Bosnische Ideal” – eine zerstörte Lebensweise

Tarik Čalić, lebt in Gornji Vakuf Uskoplje, der Partnerstadt, die bis heute durch eine unsichtbare Linie in einen bosnischen und einen kroatischen Teil getrennt ist. Er arbeitet im dortigen Jugendzentrum, der einzigen Einrichtung der Stadt, die ihre Türen für alle geöffnet hat.

(Text: Tarik Čalić) Was machte die alte traditionelle Lebensweise Bosniens zum Ideal? Heute hören wir Geschichten darüber, dass in Bosnien früher alles besser war: Wir lebten in Frieden und Respekt zusammen, wir besuchten uns gegenseitig an Weihnachten und zu Bayram und feierten die ganze Nacht. Es war egal, welchen Namen du hattest, es zählte, was für ein Mensch du warst. Es herrschten Frieden und Verständnis im Land, Nachbarn halfen sich gegenseitig, einige fuhren sogar gemeinsam in den Urlaub. Der Fokus lag auf Gemeinsamkeit und Zusammenleben, wir waren nicht belastet mit der Frage, wer ist was, wer gehört zu wem?

Ich denke, ich muss gar nicht mehr über die Zeit schreiben, die heute einem Mythos gleicht. In der unsere Eltern lebten und von der wir täglich erzählt bekommen, als lebten wir heute im Schatten besserer Zeiten. Dabei geht es gar nicht unbedingt um Jugoslawien und das frühere System. Sondern um das Leben der normalen Menschen, das nicht von Kriegstraumata beschwert war oder von dem ständigen Gefühl, die Waffen gegen alle zu richten, die nicht zum eigenen Stamm gehören.

Diese Zeiten, als Menschen einfach Menschen waren, die mit ihren Unterschieden, ihrer Kultur und ihren Traditionen in Frieden zusammenlebten, werden heute von einigen Intellektuellen als das „Bosnische Ideal“ bezeichnet.

Ich frage mich, wann wir aufhörten, gute Gastgeber zu sein. Wann wir darauf verzichteten, wie früher die traditionelle Extra Tasse Kaffee mitzuko-



*Der Slogan auf den T-Shirts der Teilnehmer*innen der diesjährigen Begegnung in Basko Polje: „Liebe kommt vor den Flaggen“*

chen, weil wir sicher sein konnten, dass immer jemand zu Besuch kommen würde? Wann hörten wir auf, als Menschen zu leben, und wurden stattdessen zu zerbrechlichen und verwundbaren Schatten, in ständiger Furcht vor dem Licht? Wofür gaben wir unser Zusammenleben auf?

Ich könnte es mir vielleicht erklären, wenn alle heutigen „Super“-Bosnier ein gutes Leben führten, wenn die „100 %“-Kroaten gut gebildet und fortschrittlich wären, oder die „Über“-Serben in Reichtum schwämmen. Dann würde ich verstehen, warum wir unsere funktionierende Gemeinschaft aufgaben und uns in „Schein-Nationalitäten“ aufspalten ließen, warum wir alle in „unsere“ Herde zurückkehrten und unseren eigenen „Schäfern“ folgten. (sorry an alle Schäfer für diesen Vergleich)

Es ist wahr, wir bekamen neue Grundlagen für unsere menschliche Existenz: heute sind wir Bosniaken, Kroaten oder Serben. Wir machten Freunde zu Feinden und traten Toleranz und Zusammenleben mit Füßen, nur um jetzt in ständiger Angst zu leben. Die Spannungen in der Nachbarschaft sind so groß, dass man sie mit Händen greifen kann. Wir zählen unsere Opfer und sind

stolz, wenn wir die meisten vorweisen können. Wir haben uns in traurige, verbitterte Kreaturen verwandelt, die nur noch alles schlecht machen können. Der Gemeinschaftsgeist wurde zerstört und durch die „bedrohten nationalen Interessen“ ersetzt. Sie sind der einzige Maßstab, an dem jeder Fortschritt gemessen wird: Das Gemeinwohl ist „unser Gemeinwohl“ oder „ihr Gemeinwohl“.

Werden wir jemals von dieser nationalistischen Pseudo-Ideologie die Nase voll haben? Sie trennt uns wie eine Mauer, und hält uns einzäunt und bewaffnet, während unsere Führer durch ihre Propaganda von Hass und Furcht reich und geachtet sind und ein idyllisches Leben führen.

Sie haben ein Land geschaffen, in dem die Unzufriedenheit blüht und die ungeborenen Kinder bereits mit Schulden belastet sind. Die jungen Leute wandern aus, die Alten leiden unter Hunger, aber im Fernsehen hören wir, dass die Zahl der versprochenen einhunderttausend Arbeitsplätze fast erreicht sei.

Wir haben unsere Seele für eine Fahne verkauft, oder besser, für mehrere kleine Fahnen.



*Tarik Čalić (rechts) mit Teilnehmer*innen der Begegnungsfreizeit in Basko Polje*

Netzwerk Youth united in Peace (YU-Peace)

Kleine Schritte gemeinsam gehen

(Text: Brigitte Klaß) Vor dem Krieg gab es in der bosnischen Stadt Gornji Vakuf einen Kindergarten für alle Kinder. Nach dem Krieg und der Teilung in Gornji Vakuf (moslemischer Teil) und Uskoplje (kroatischer Teil) lag das zerstörte Gebäude in Uskoplje. Die kroatische Regierung bezahlte den Wiederaufbau, aber der Kindergarten wurde nie eröffnet. Vielleicht gab es in Uskoplje nicht genug interessierte Eltern, oder sie konnten sich wegen der hohen Arbeitslosigkeit keine Kindergartengebühren leisten. Das Haus stand leer und peu à peu verschwanden die Möbel und die Spielsachen.

Seit einigen Jahren gibt es aber in beiden Teilen der Stadt eine immer größere Nachfrage nach Kinderbetreuung. Die Stadtverwaltung diskutierte jahrelang darüber, wie der Kindergarten geführt werden sollte, bis er 2017 endlich als „gemischte“, das heißt kroatisch-bosnische Einrichtung eröffnet wurde. Das Personal besteht jeweils zur Hälfte aus Kroaten und Muslimen, auch die Führungspositionen sind entsprechend verteilt. Das Haus wurde



YU-Peace Mitglieder bei der Arbeit im Kindergarten von Gornji Vakuf-Uskoplje



Die Jugendlichen bei der gemeinsamen Arbeit

neu eingerichtet, und bei einem diesjährigen Wochenendbesuch in Gornji Vakuf-Uskoplje pflanzten Mitglieder von YU-Peace Bäume im Garten und bauten Sitzgruppen auf.

Der bisher einzige Begegnungsort für kroatische und bosnische Jugendliche ist das Jugendzentrum von Gornji Vakuf-Uskoplje, unsere dortige Partnerorganisation. Dessen Leiter, Adnan Gavranovic, hält den Kindergarten für einen ganz entscheidenden Schritt in Richtung eines friedlichen Zusammenlebens. Noch immer brächten Eltern oder Großeltern Dreijährige an die unsichtbare Linie, die die Stadt teilt, und warnten sie, wenn sie auf die andere Seite gingen, würden sie ermordet. Drei Jahre gemeinsame Zeit im Kindergarten seien da eine unschätzbare Erfahrung, die beste Impfung gegen den Nationalismus, auch wenn die Kinder in den Grundschulen dann wieder getrennt würden.

Eine ehemalige Teilnehmerin des Projekts, die im Kindergarten arbeitet, konnte schon von ermutigenden Beispielen berichten. So verlangte ein Mädchen aus Vakuf beim Abholen von ihren Eltern immer wieder, sie sollten ihre Freundin aus Uskoplje und deren Eltern kennenlernen. Und als ein kleiner kroatischer Junge von seinen Eltern gefragt wurde, wie der neugeborene Bruder heißen sollte, schlug er „Mustafa“ vor, den Namen seines Kindergartenfreundes aus Vakuf.

Netzwerk in Kroatien, Serbien und Bosnien-Herzegowina

Stimmen von Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Danica Opačić

Für mich begann alles bei Workshops, an denen ich am Wirtschaftsgymnasium eher zufällig teilnahm, um mir anzuschauen, wovon andere Freunde schwärmten: das Meer, nette Leute, neue Freunde und tolle Erfahrungen. Das Konzept gefiel mir vom ersten Moment an, und es machte mir nichts aus, freitags länger in der Schule zu bleiben, selbst wenn ich eigentlich ziemlich müde war. Als ich erfuhr, dass ich mit nach Basko Polje fahren dürfte, war ich happy, auch wenn ich nicht richtig wusste, was mich erwartete. Ich war anfangs eher skeptisch, aber kaum waren wir da, konnte ich das Meer riechen und wusste, dass uns zwölf wundervolle Tage bevorstanden.

Zu meiner Überraschung fanden wir schon am ersten Abend Kontakt zueinander, wir sangen, tanzten und lachten – So viel positive Energie, Emotionen und Glücksgefühle. Und es wurde jeden Tag noch besser, ich fand viele neue Freunde und erkannte, wie ähnlich wir uns alle sind, unabhängig von Religion, Kultur und den Schrecken der Vergangenheit, die sichtbare Narben



*Jedes Jahr erstellt eine Gruppe von Teilnehmer*innen eine Zeitung – in der Redaktion wird lebhaft diskutiert.*

hinterließen. Ich kann kaum beschreiben, wie tief mich das alles berührte: dass wir alle versuchen, die Feindseligkeiten zu überwinden, um glücklich und in Frieden zu leben. Die Zeit war so schnell vorbei, und ich würde gerne wenigstens für einen Moment dorthin zurückkehren, um meine Freunde wiederzusehen, mit ihnen zu singen und zu tanzen. Ich möchte unbedingt weiter in diesem Projekt mitarbeiten, denn ich



bin dadurch zu einer jungen Frau mit anderen Vorstellungen von der Welt geworden und möchte etwas tun, sie zu ändern. Ich bin sehr dankbar für diese Erfahrung und hoffe, in der Zukunft noch mehr davon zu erleben.

Aleksandar Ubović

Ich denke, das war eine der wichtigsten Erfahrungen meines Lebens, weil ich wunderbare Freunde fand und viel über die Hintergründe unserer Geschichte herausfand: dass Krieg ein Spiel ist, bei dem die normalen Leute nur Figuren in den Händen der Mächtigen sind, die sich nicht um die Leiden, die Sorgen und das Elend der Menschen kümmern, die sie für ihre Ziele einsetzen. Ich hoffe wir können mit unserer Arbeit den Älteren, die immer noch in der Gedankenwelt des sinnlosen Krieges gefangen sind, beweisen, dass es möglich ist, sich daraus zu befreien. Und den Jungen wollen wir zeigen, dass die schrecklichen Geschichten, die über die Leute der anderen Volksgruppen erzählt werden, nicht stimmen und dass die Liebe wichtiger sein sollte, als die Fahnen.

Marija Kostić

Ich fuhr auf diese Freizeit, weil ich etwas über die Dinge lernen wollte, über die man bei uns nicht gerne spricht. Ich wollte etwas über die Hintergründe des Krieges herausfinden, auch in den anderen Ländern, die daran beteiligt waren. Es ging mir darum, möglichst viele objektive Informationen zu sam-

men, die ich sonst nicht bekomme, da jedes Land die Daten und Berichte veröffentlicht, die ins eigene Weltbild passen. Die Workshops berührten uns gefühlsmäßig sehr, in jedem gab es Tränen von Teilnehmenden. Ich wünsche mir mehr solcher Gespräche über den Krieg, das ist einer der Gründe, warum ich weiter in dem Projekt mitarbeiten werde.

Isidora Mihaljčić

Die Erfahrungen dieses Camps sind unbezahlbar. Mit vereinten Kräften und Gefühlen bewiesen wir, dass ein friedliches Zusammenleben alle Hindernisse überwindet. Ganz egal was andere sagen, wir werden zusammenstehen und es niemandem erlauben, unser Bündnis für Frieden und Verständigung zu zerstören. Dieses Camp hat uns alle geprägt, und das ist sehr wichtig, weil wir diese Erfahrung an andere weitergeben und die Welt damit ein bisschen besser machen werden.



An einem Abend ging die Gruppe gemeinsam zum Sonnenuntergang an den Strand. Die Jugendlichen spielten Gitarre, sangen und genossen gemeinsam den besonderen Moment.

Netzwerk in Kroatien, Serbien und Bosnien-Herzegowina

Besuch beim 5. weltweiten Jugendforum „Junge Friedensstifter für eine nachhaltige Zukunft“

(Text: Vlasta Markovic)

Am letzten Oktoberwochenende fuhren Mitglieder von YU-Peace aus den fünf Partnerstädten Tuzla, Vukovar, Srebrenica, Sombor und Gornji-Vakuf Uskoplje zum 5. weltweiten Jugendforum: „Junge Friedensstifter für eine nachhaltige Zukunft“ nach Bel-



grad, das vom „European Center for Peace and Development“ organisiert wurde. Wir bekamen Informationen über gesellschaftliche Bewegungen auf dem Balkan und in anderen Ländern und nahmen an Workshops zur Konfliktprävention durch Dialog teil. Wir lernten auch viel über die Nutzung des Internets für die Friedensarbeit und wie wir die schnellen gesellschaftlichen Veränderungen bewältigen können.

Wir bekamen die Chance, die Arbeit von YU-Peace in einer Präsentation vorzustellen und allen von den Herausforderungen und den Erfolgen zu berichten. Damit unterstützten wir den Programmpunkt: „Vereinigt in unseren Unterschieden und vereinigt in Frieden“.

Teilnehmer aus Australien und anderen Teilen der Welt waren wirklich begeistert über unseren Bericht. Sie sagten uns, wie wichtig unsere praktische Arbeit sei, weil sie wirklich gesellschaftliche Veränderungen bewirken kann. Wir tauschten unsere Adressen aus und hoffen, in Zukunft vielleicht etwas gemeinsam tun zu können.



Khan Younis, Gazastreifen, Palästina

Ferienspiele der Kindergärten der Palestine Women's Union

(Text: Karin Steinbrinker) Auch im Jahr 2017 konnten die Ferienspiele der beiden Kindergärten in Khan Younis wegen des Ramadan erst im Juli stattfinden, gerade in der Zeit der größten Hitze. Aber die Frauenorganisation Palestine Women's Union (PWU), die die Kindergärten betreibt, hat mit einer guten Mischung aus Spielen drinnen und draußen und vor allem wieder Ausflügen an den Strand dafür gesorgt, dass die Kinder die Ferienspiele genossen – getreu dem Motto der Ferienspiele: „Spiel und hab Spaß!“

An den Ferienspielen nahmen wieder die 5-6-Jährigen der beiden Kindergärten teil. Jedes Kind bekam ein neues T-Shirt und eine schicke Kappe, und jeden Tag gab es verschiedene Mahlzeiten und Getränke. Zu Beginn wurden die Kinder in Gruppen eingeteilt, die sich bei den verschiedenen Aktivitäten abwechselten. Jede Gruppe bekam den Namen eines palästinensischen Dorfes oder einer Stadt. So sollen die Kinder mit ihrer größeren Heimat vertraut bleiben, auch wenn sie ja nie aus Gaza herauskommen. Volkslieder, Volkstänze und Sprichwörter, die die Kinder lernten, sollten ihnen die palästinensische Kultur nahebringen – dieses Mal übten sie





sogar, auf traditionelle Weise Brot zu backen.

Eine große Rolle spielte wieder das Zeichnen und Malen, die Hauptattraktion war dabei, wie die fröhlichen Fotos zeigen, ganz offensichtlich das Malen mit Fingerfarben! Aber viel Spaß machte den Kindern natürlich auch, dass sie die Wände des Kindergartens bemalen durften. In anderen Workshops lernten die Kinder, verschiedene Figuren aus farbigem Ton zu formen, oder sie gestalteten Bilder mit Glanzpapier und Tonpapier.

Trotz der Sommerhitze spielten die Kinder aber auch gerne draußen. Sie veranstalteten Wettrennen, turnten und machten verschiedene Wettspiele, bei denen die kleinen Sieger mit Preisen belohnt wurden.

Hauptattraktion waren natürlich wieder die Ausflüge an das Meer und den Strand. Dieses Mal durften die Kinder in zwei Strandclubs, im Beachclub des Städtchens Deir El Balah und im Beachclub der ALAqsa-Universität spielen. Das Picknick im Freien schmeckte dann nochmal so gut! Diese Ausflüge sind, das betont die PWU immer besonders, für viele Kinder die einzige Möglichkeit im Jahr, einmal aus der Stadt und ihrem Viertel herauszukommen und Plätze am Meer kennenzulernen und dort zu spielen.



Den Schluss der Ferienspiele bildete ein großes Sommerfest mit Tänzen und Wettspielen, bei denen es wieder Preise zu gewinnen gab.

Diese Ferienspiele waren für alle beteiligten Kinder ein wunderschönes Erlebnis und wirklich Ferien vom oft schwierigen Alltag in den Familien, die nach wie vor mit zahlreichen Entbehrungen und Problemen zu kämpfen haben, angefangen von beengten Wohnverhältnissen und der Arbeitslosigkeit des Ernährers der Familie bis zum täglichen Strommangel, der



das Leben erschwert. Für die angehenden Schulkinder, die nach den Sommerferien Anfang September in die Schule wechseln, sind sie ein wunderbarer Abschluss ihrer dreijährigen Kindergartenzeit.

Den Frauen der Palestine Women's Union gebührt großer Dank dafür, dass sie trotz der schwierigen Umstände diese schönen Ferienspiele organisiert haben, aber der allergrößte Dank gebührt natürlich dem Projekt „Ferien vom Krieg“, das die Ferienspiele durch seine Spende erst ermöglicht hat. Mit solchen Dankesworten schließt auch der Bericht der Vorsitzenden der Palestine Women's Union, Frau Laila Klaibo.

Karin Steinbrinker

Koordinatorin des Deutsch-Palästinensischen Frauenvereins e.V.

für den Kindergarten in Khan Younis

Future Generation Hands Association, Nablus, Palästina

Zwei sorglose Wochen in Nablus



Die Ferienspiele der *Future Generation Hands Association* ermöglichen Kindern aus sozial und ökonomisch benachteiligten Familien aus Nablus (Westbank) zwei Wochen Erholung von ihrem Alltag, der durch die Gewalt der Besatzung geprägt ist. Auch im Sommer 2017 nahmen 100 Mädchen und Jungen, im Alter von 7-14 Jahren in den letzten beiden Juliwochen an den Ferienspielen teil.

Die Kinder werden entsprechend ihrem Alter in fünf Gruppen aufgeteilt und von Freiwilligen betreut. In diesem Jahr engagierten sich mehrere Freiwillige bei den Ferienspielen, die als Kinder selbst teilgenommen hatten. Als Freiwillige haben die jungen Erwachsenen sowohl die Gelegenheit, ihr Wissen an die Jüngeren weiterzugeben als auch an der inhaltlichen und methodischen Weiterentwicklung der Ferienspiele mitzuwirken.

Neben Spiel, Sport und kreativen Aktivitäten, wie Basteln und Malen, die im Vordergrund stehen, erweitern die Kinder während dieser zwei Wochen





spielerisch ihr Wissen. Im letzten Jahr lernten die Kinder beispielsweise ihre Grundrechte kennen. Ein weiterer thematischer Schwerpunkt war die Bedeutung und Wichtigkeit von Hygiene und gesunder und ausgewogener Ernährung. Gerade letzteres ist im Alltag dieser Kinder durchaus nicht selbstverständlich. Auch aus diesem Grund wird während der zwei Wochen besonders Wert auf Essen gelegt – jeder Tag beginnt mit einem reichhaltigen Frühstück. Danach stehen sportliche Aktivitäten, wie Ballspiele, Seilspringen und Wettrennen auf dem Programm, die meist gemeinsam oder in Teams durchgeführt werden, wodurch die Kinder spielerisch soziale Kompetenzen wie Teamgeist, sich ergänzendes Zusammenarbeiten und gegenseitige Rücksichtnahme erlernen.

Das letztjährige Schwerpunktthema, Körper- und Zahnhygiene, wurde den Kindern durch kleine Sketche, Workshops und kreatives Gestalten vermittelt. Darüber hinaus erarbeiteten Kinder und Betreuer zum Schutz vor Krankheiten gemeinsame „Gesundheitsregeln“, und zum Abschluss der Ferienspiele erhielt jedes Kind zusätzlich zum obligatorischen Abschiedsgeschenk je ein Set mit Seife, Shampoo, einer Zahnbürste und Zahnpasta.

Träger des Projekts *Ferien vom Krieg*

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Das Komitee begreift als seine Hauptaufgaben, einerseits aktuelle Verletzungen von Menschenrechten kundzutun und sich für diejenigen einzusetzen, deren Rechte verletzt worden sind (z.B. sogenannte Demonstrationsdelikte, Justizwillkür, Strafvollzug, Diskriminierung, Berufsverbote, Ausländerfeindlichkeit, Totalverweigerung, Asyl- und Flüchtlingspolitik), andererseits aber auch Verletzungen aufzuspüren, die nicht unmittelbar zutage treten und in den gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen angelegt sind (struktureller Begriff der Menschenrechte). Die Gefährdung der Grund- und Menschenrechte hat viele Dimensionen, vom Betrieb bis zur Polizei, vom „Atomstaat“ bis zur Friedensfrage, von der Umweltzerstörung bis zu den neuen Technologien (nicht zuletzt im Bereich der Bio- und Gentechnologie), von der Meinungsfreiheit bis zum Demonstrationsrecht, von Arbeitslosigkeit bis zur sozialen Deklassierung, von den zahlreichen „Minderheiten“ bis zur längst nicht verwirklichten Gleichberechtigung der Frau.

Vor allem praktische Hilfs- und Unterstützungsarbeit ist arbeits- und kostenaufwendig. Helfen Sie uns helfen! Spenden für die Komiteearbeit sind steuerlich absetzbar. Auf Anfrage senden wir gerne nähere Informationen zur Komiteearbeit, unsere Publikationsliste sowie Hinweise zur Möglichkeit der Fördermitgliedschaft zu.

Kontakt:

Komitee für Grundrechte und Demokratie
Aquinostr. 7-11, 50670 Köln
email: info@grundrechtekomitee.de
web-Seite: <http://www.grundrechtekomitee.de>

Spendenkonto des Grundrechtekomitees:

Kontoinhaber: Grundrechtekomitee e.V.
IBAN: DE76 5086 3513 0008 0246 18
BIC: GENODE51MIC
Kreditinstitut: Volksbank Odenwald